



Berlin, den 9. November 1901.

Liebenberg.

Wo Ukraner und Deutsche einst um die Rechte prägende Macht rangen, liegt, auf ufermärkischem Boden, die Herrschaft Liebenberg. Sie hatte den Bischöfen von Brandenburg, dann den Bredows gehört und war, als nach dem Dreißigjährigen Krieg die Landwirthschaft arge Noth zu spüren bekam, von einem aus Cleve eingewanderten Hertefeld durch Tausch und Kauf erworben worden. Dessen Vater hatte die Stunde, da dem clevischen Lande der letzte Herzog starb, schlaue benützt und es, auf eigene Faust und ohne vor der ihm von Wien her drohenden Gefahr zu zittern, einfach durch Wappenanschlag als brandenburgischen Besitz erklärt. Für solchen Dienst zeigte der Kurfürst Johann Sigismund sich dankbar; den tapferen und geschickten Junker machte er zum Geheimen Rath und blieb Denen von Hertefeld ein gnädiger Herr. Diese Huld wirkte natürlich fort; und seit unter dem Großen Kurfürsten ein Sohn des Geheimen Rathes an der Grenze der Grafschaft Ruppin, in Häsen und Liebenberg, den Eingeseffenen bewiesen hatte, wie man Viehzucht und Milchwirthschaft treiben und aus Bruchland reichen Ertrag ziehen könne, saß am kurfürstlichen Hof den Hertefelds mehr als ein Stein im Brett. Ihr Neu-Holland im Ufergebiet galt als Musterwirthschaft; und dem Samuel Hertefeld, der das Havelluch entwässert und dem Anbau gewonnen hatte, häuften sich schon in stattlicher Fülle die Titel: Oberjägermeister war er, Geheimer Ober-Finanz-, Kriegs- und Domänenrath, Drost, Gerichtsherr und Waldgraf und Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler. Daß Einer von ihnen, wie der Friedrich Leopold, der an dem halb frommen, halb läuderlichen Prunk des von der Lichtenau

beherrschten berliner Hofes ein Vergerniß nahm, auch einmal den Frondeur spielte, hat dem Hause nicht geschadet. Und diese Hertefelds müssen wirklich ganze Kerle gewesen sein; zu den Ganzen gehörte gerade auch der Fritz Volte, der das Schranzenthum seiner Standesgenossen mit so boshaftem Pöckelmaul höhnte und, als man ihm den einzigen Sohn in den Krieg gegen den Korfen schleppen wollte, in heller Wuth schrie: „Ich kann meiner Empörung noch immer nicht Herr werden und will es auch nicht. Meine Verachtung gegen den Urheber werde ich mit ins Grab nehmen. Von Patriotismus sprechen solche Leute, die vom Staat leben, immer. Ich habe keine Gelegenheit versäumt, um nützlich zu sein, habe den Staatsfonds keinen Heller gekostet, nie Vergütung verlangt, aber auch niemals in die Zeitungen setzen lassen, wenn ich für den Staat den Beutel zog. Und diese elenden Menschen wollen einem alten Manne nicht einen einzigen Sohn freilassen, dessen Freilassung durch vernünftige Gründe als nothwendig vorgetragen wird! Bei Gott, es wären Vormünder nöthig, die die Schurken fortschafften! Emprunts forcés und ‚gezwungene Freiwillige‘ gehören in die Kategorie des schändlichsten Non-senses.“ Das ließt sich auch nach dem Chinesenkrieg immer noch gut. Wie dieser trotz literarischen Neigungen derbe Edelmann gegen Hardenberg, so haben die neuen Junker selbst gegen Caprivi nicht gewettert; und thäte man tausend Laternen anzünden, man fände unter ihnen wohl kaum einen, der gesprochen hätte wie der Hertefelder zu seinem Sohn: „Glaube mir als einem alten, erfahrenen und von Vorurtheilen freien Manne: der Militärstand ist eine splendide Misere. Wenn man eine Zeit lang darin gearbeitet hat, so fühlt man erst das Angenehme der Independenz und, wie nützlich sich Der macht, der als ein Privater seine Güter selbst bewirthschaftet. Er dient dem allgemeinen Besten und braucht mit seiner Meinung nicht zurückzuhalten. Er ist ein freier Mann, der auch frei sprechen darf . . . Eine Klasse, die jeder Ehre bar und bloß ist, läßt sich zu Allem brauchen; folglich ist sie nützlich. Ich wundere mich über nichts mehr, auch nicht über die Anstellung eines gemeinen Spions . . . Ich erkenne mehr und mehr, daß die Politik die Wissenschaft des Betruges ist. Und so wird es bleiben, bis vernünftige Landesverfassungen da sein werden, die Kraft haben, die Großen zu binden.“ Und dieser Apfel war nicht gar zu weit vom Stamme gefallen. Mit seiner rationalistischen Geringschätzung alles leidenschaftlichen Ueberschwanges, seinem Haß gegen alles phrasenhafte Scheinwesen, seiner stolzen Unabhängigkeit, die er freilich nicht durch das Menschenrecht Rousseaus, sondern durch ein ererbtes, erbientes Kastenprivileg ver-

bürgt glaubte, mit der das innere Gleichgewicht sichernden Mischung von gesundem Menschenverstand und Sehnsucht nach feinerem Geistesbesitz war der alte Knabe der typische Vertreter eines Herrengeschlechtes, das in den Hohenzollern nie die von Gottes Gnade Geweihten, sondern stets nur die von Fortunas Laune besser behandelten Junker sah. Eines Geschlechtes, das — in der Uckermark! — Bücher las, bei Voltaire und Chateaubriand heimisch war, Bilder und Skulpturen kaufte, das Kunsthandwerk des Theater-spiels nicht nur in Schlafstuben zu erkennen suchte, Zeitschriften gründete, eifrig über den Werth modischer Belletristen stritt und dabei doch dem alten Edelmannsberuf des Ackerbaues treu blieb und bei keiner Rittersportsübung fehlte. Von einem Hertefeld, der nichts von Marx wissen konnte, stammt das Wort: „Die politischen Institutionen werden von den sozialen erzeugt und beherrscht!“ Ein Hertefeld sprach, als er zum ersten Male nach London kam, den ganz unpreussischen Satz: „Was Einem in dieser ungeheuren Stadt am Meisten auffällt, ist, daß Alles ohne Soldaten, Gendarmen und Polizeibeamte in Ordnung gehalten wird.“ Und der selbe Junker merkte, trotzdem er keine englische Silbe verstand, nach zwei in Coventgarden verbrachten Abenden doch gleich, daß Shakspeare von anderem Stoff und Wuchs sei als Racine. Als mit diesem Karl dann Geschlecht und Name erlosch, fiel Liebenberg, als Frauenerbe, an die Großnichte des letzten Hertefeld, die Freiin Alexandrine von Rothkirch, die damals schon seit einundzwanzig Jahren die Frau des Reiteroffiziers Grafen Philipp zu Eulenburg war. Der Sohn dieses Paares ist Philipp Friedrich Karl Alexander Botho Fürst zu Eulenburg und Hertefeld, Graf von Sandels.

Der Markwanderer Theodor Fontane, dessen Berichten das hier knapp Angedeutete entnommen ist, bezeichnet die Wandlung liebenbergischen Lebens seit dem Besitzwechsel mit den Worten: „Es ist nicht lothaler geworden, dies Leben — die Hertefelds waren lothal —, aber preussischer wurde es und an die Stelle des dem vorigen Jahrhundert entstammenden Aufklärungsange-liums, mit seinem Hange zu Weltbürgerthum und Philosophie, traten wieder Konfession und Nationalität, die Scheidungen und Gliederungen einer weiter zurückliegenden Zeit. Ein Begrenztes an Stelle des Unbegrenzten.“ Das ist vorsichtig, aber klar ausgedrückt; und wer die Geschichte des Preußenadels und dessen vielfach nuancirte Schollenfarbe auch nur ein Bißchen kennt, wird sich über solche Wandlung nicht wundern. Die Hertefelds waren vom Niederrhein gekommen, spät erst in Preußen heimisch geworden und durch eigenes Verdienst im siebenzehnten Jahrhundert zu Macht und Ansehen gelangt. Die Eulen-

burgs, deren Name nicht von dem Nachtvogel, sondern von der Stadt Eilenburg stammt, waren ober-sächsische Dynasten, die einen wettiner Burggrafen zu ihren Ahnen zählten und im vierzehnten Jahrhundert über zwanzig Städte und zweihundertundfünfzig Rittergüter herrschten. Durch ihre Beziehungen zum Deutschen Orden kamen sie zu ostpreussischem Besitz; durch Dienste, die Einer von ihnen, Wend von Pleburg, im Auftrage des Ungarnkönigs Sigismund als Unterhauptmann der Mark Brandenburg dem nürnbergischen Burggrafen Friedrich leistete, wurde ihr Familieninteresse gleich anfangs dem der Hohenzollern verknüpft. So verschiedene Schicksale mußten den Geschlechtscharakter verschieden färben. Auch die Eulenburgs gehörten nicht zu den ungebildeten Landjunkern; Mancher von ihnen hat für die Kunst, die Literatur Et was übrig gehabt und Friedrich Albrecht Graf zu Eulenburg, der die erste preussische Expedition nach Ostasien führte, hat aus Japan Silber, Waffen und Schmuckgegenstände aller Art heimgebracht, die neben der zwölftausend Bände umfassenden Bibliothek der Hertefelds noch heute in Liebenberg bewundert werden. Während aber die meisten Hertefelds froh waren, wenn der Hof, dem sie die Kritik nicht ersparten, sie nach ihrem Behagen leben ließ, wollten fast alle Eulenburgs, darin den auf ostpreussischer Erde gewachsenen Familien ähnlich, an der bürgerlichen und militärischen Verwaltung mitwirken. Ihr Wille zur Macht hat sich oft durchgesetzt; und boshaft übertreibender Wis hat sie deshalb „die eigentlich regierende Familie“ genannt. Im Kreis der Standesgenossen hält man sie für besonders klug, für geborene Politiker. Vielleicht danken sie solche Gabe dem Zwergenvolk, das, nach einer Familiensage, im prassener Schloß gehaust haben soll. Als in einer Hochzeitnacht die Kleinen sich über einen Eulenburg, der ihre Tanzfreude störte, geärgert hatten, bestimmten sie, dem Geschlecht dürften nie mehr als dreizehn Lebende angehören. Ob die liliputischen Junker sich später der Solidarität aller konservativen Interessen entfannen und, weil sie sich nichts vergeben durften und des Fluches Gewicht doch mindern wollten, die dreizehn verschonten Aeste mit ungemeiner Frucht begabten? Möglich, wie Alles, was in alten Chroniken steht. Jedenfalls gelten die Eulenburgs als politische Köpfe, als die stärksten und wichtigsten Persönlichkeiten des Hofadels. Sie haben früh mit dem Hause rechnen gelernt, dessen Ahnherr anderen Edlen nur der „Land von Nürrenberg“ war, haben wie der Epheu, nach einem Wort Wilhelms des Zweiten, sich um dieses Haus gelegt und wohl nie die Stimmung gekannt, die einen Hertefeld „vernünftige Landesverfassungen“ herbeisehnen ließ, „die Kraft haben, die Großen zu binden“.

Warum aber, fragt ungeduldig ein Leser, graben Sie diese alten Geschichten aus? Um in die gelockerte Erdschicht einen Wahn zu senken, dessen Spuken nachgerade langweilig wird. Weil den Eulenburgs der Ruf politischer Klugheit anhaftet, halten Viele sie heute noch für die Träger einer besonderen Familienpolitik. Weil von dem liebenberger Eulenburg seit Jahren am Meisten gesprochen wird, glaubt man, in ihm gerade verkörpere sich Ehrgeiz und Intelligenz des gefürchteten Hauses. Und weil im Oktober 1894 über das — schon lange vorher nicht mehr zweifelhafte — Schicksal des Grafen Caprivi die formale Entscheidung in Liebenberg fiel, ist der Burgberg des ufermärtischen Gutes in der von Geispensternfurcht aufgeschreckten Phantasie allmählich zu einem Blocksberge geworden, wo einmal mindestens in jedem Jahr um Mitternacht höllische Künste getrieben werden.

Die Eulenburgs sind heute noch stark. Dreien von ihnen strahlt sichtbar die Sonne der Gunst. Davon ist Einer, als Oberhofmarschall, täglich, ein Anderer, als Freund und Reisegefährte, sehr häufig in der Nähe des Kaisers. Daß eine solche Familie Manches zu erreichen, Manches namentlich zur rechten Stunde ins ihr beliebende Licht zu rücken vermag, scheint gewiß; doch nicht minder, daß keiner der Begnadeten den Wunsch hegen kann, seine angenehme Position gegen das Amt des verantwortlichen Politikers auszutauschen. Als Caprivi durch Strömungen, die seine fromme Unerfahrenheit überraschten, zu dem Versuch gedrängt wurde, aus katholischen und sittsam liberalen Abgeordneten eine Mehrheit zu schaffen, war das Interesse des protestantischen Preußenadels bedroht und die Eulenburgs hatten Grund, die Entlassung des Kanzlers zu wünschen. Heute aber brauchen sie eine der preussischen Adelspartei feindliche Politik nicht zu fürchten; und sicher strebt keiner von ihnen danach, die Last der kommenden Zollkämpfe auf sich zu nehmen. Keiner; am Wenigsten der Fürst zu Eulenburg und Hertefeld. Der ist kein Hertefeld — der Name ist seit 1898 dem des jeweiligen Inhabers des hertefeldischen Fideikommisses vereint —, aber auch kein typischer Eulenburg. Er ist Spiritist, dichtet, komponirt und gehört zu den Leuten, von denen Goethe gesagt hat: „Es ist das Wesen der Dilettanten, daß sie die Schwierigkeiten nicht kennen, die in einer Sache liegen, und daß sie immer Etwas unternehmen wollen, wozu sie keine Kraft haben.“ Des Künstlers, nicht des Politikers Vorber sucht dieses Dilettanten Seele. Er hat es, nach einigem Ungemach, das die Diplomatenprüfung ihm bereitet hatte, weit genug gebracht, ist Fürst, Wirklicher Geheimer Rath, erbliches Mitglied des Herrenhauses und Botschafter am wiener Hof. Lieber noch wäre er Statt-

halter in den Reichslanden. Doch seine Feinde sogar, die ihm spottend nachsagen, eine gebildete Sprache dichte und sein Sekretär komponire für ihn, behaupten nicht, er wolle Kanzler werden. Sein Fürstenwappen trägt die Devise: Constantia et virtute; wenn Ehrgeiz ihn triebe, diese Eigenschaften in Berlin zu bewähren, würde er sich nicht so oft krank melden, sondern zu zeigen bemüht sein, wie eifrig er sich in des Reiches Dienst quält.

Dennoch ist auch während der letzten Monate wieder sein Name häufig als der eines politisch nicht Saturirten genannt worden. In der Bosphischen Zeitung wurde ihm, nicht zum ersten Male, vorgeworfen, er sei allzu selten in Wien. Das mußte auffallen; erstens, weil die Bosphische Zeitung Werth auf gute Beziehungen zum Auswärtigen Amt legt und, wie ein Kolonialprozeß gelehrt hat, aus dieser Gegend Inspirationen empfängt; zweitens, weil Einzelheiten angeführt waren, auf die der Zeitungschreiber nicht zu achten pflegt. In der Neuen Freien Presse, wo dem Botschafter des Deutschen Kaisers schon oft das höchste Lob gespendet ward, erstand dem Angegriffenen ein Vertheidiger. Die Pflicht, in den nordischen Gewässern das Auswärtige Amt zu vertreten, und später „anhaltende Kränklichkeit“ habe den Fürsten gezwungen, fern von Wien zu weilen. Graf Hasfeldt, „seit Jahren ein schwerkranker Mann“, sei Monate lang beurlaubt und, selbst wenn er in London lebe, nicht im Stande, die laufenden Geschäfte zu erledigen; er werde aber nicht angegriffen. Der Kampf gegen den Fürsten Eulenburg „gehe von einer in Berlin in einflußreicher Stellung lebenden Persönlichkeit aus, die Proben ihrer Leistungsfähigkeit auf diesem Gebiet schon längst abgelegt hat“, aber „mit großer Kunst Vordermänner in die kritische Linie zu schieben weiß und sich selbst sorgsam fern vom Schuß hält.“ Auch dieser Artikel konnte, mit seinen Intimitäten, nicht aus dem Hirn eines Journalisten kommen. Da er in einem dem Botschafter ergebenen Blatt erschienen war, mochte Fürst Philibert fürchten, dafür haftbar gemacht zu werden, und bat telegraphisch den Leiter des Auswärtigen Amtes, „dem Verfasser des perfiden Artikels“, wenn er zu erforschen sei, sein „schärfstes Befremden auszusprechen“. Inzwischen war im Kleinen Journal die „in einflußreicher Stellung lebende Persönlichkeit“ mit unzweideutiger Grobheit bezeichnet worden; und wer es vorher noch nicht gemerkt hatte, wußte nun, daß Herr von Holstein gemeint sei. Den sollte Bismarck „den Kerl mit den Hyänenaugen“ genannt haben — nur von Flegeln auf der inneren Iris hatten Freunde des Hauses ihn sprechen gehört —; Der habe den ersten, den zweiten Kanzler und den Botschafter General von Werder gestürzt; Der verkehre

mit Hilfe einer geheimen Chiffre „über den Kopf der Botschafter hinweg mit ihren Unterorganen“, sei das Haupt einer Nebenregierung und wolle nun den Fürsten Eulenburg stürzen, in dem er wahrscheinlich den Anwalt eines guten Verhältnisses zum Zarenreich hasse. Den Schreiber hatte die Hitze ein Bißchen weit getrieben. Herr von Holstein hat als Wirklicher Geheimer und erster Vortragender Rath in der politischen und Personal-Abtheilung des Auswärtigen Amtes sicher eine wichtige Stellung. Er kennt den Dienst besser als die neben ihm arbeitenden Herren, wird besonders wegen seiner Geschicklichkeit im Entwerfen von Notizen und Depeschen sehr geschätzt und hat die Art, mit Journalisten umzugehen, zu kaum übertrefflicher Technik ausgebildet. Die Freundschaft mit Rußland paßte ihm schon nicht, als er einen — nicht sehr hohen — russischen Orden erhielt, und er wandte eine Weise vergebens recht ungewöhnliche Mittel an, um seiner Antipathie gegen die Moskowiter in Wilhelm Bismarck einen Bundesgenossen zu werben. Daß er über die Beamten des diplomatischen Dienstes dem Kaiser Berichte liefert, hat schon der alte Schloetzer erzählt; auf welche Weise er das Material zu diesen Berichten sammelt, konnte öffentlich bisher nicht erörtert werden. Lange vor Schloetzer hat Harry Arnim behauptet, Herr von Holstein, der in Paris unter ihm Botschastrath gewesen war, habe ihn hinter seinem Rücken in der Wilhelmstraße angegeschwärzt. Als der so Verdächtige vor dem berliner Stadtgericht als Zeuge vernommen wurde, sagte er aus, er habe allerdings eine politische Korrespondenz mit Berlin unterhalten und gegen Ende des Jahres 1873 ausdrücklich gebeten, einen seiner Briefe dem Fürsten Bismarck vorzulegen. Dabei habe ihn aber nicht die Absicht geleitet, dem Botschafter zu schaden; im Gegentheil: „Ich kannte Thatsachen, die schwerlich ohne Einfluß auf seine Stellung gewesen wären; ich habe sie bis zu dem Moment zurückgehalten, wo ich sie gezwungenermaßen zur Darlegung meiner eigenen Stellung anführen mußte.“ Wann dieser Moment eintrat und wie die Briefe des Herrn von Holstein auf die Entwicklung des Konfliktes zwischen Bismarck und Arnim wirkten: darüber wird in den Akten heute wohl nichts zu finden sein. Die Erinnerung zeigt aber, daß die im Fall Philiberti vorgebrachten Anschuldigungen nicht neu sind. Immerhin überschätzte der Ankläger den Wirklichen Geheimeren Rath, der allein weder den ersten noch den zweiten Kanzler zu stürzen vermocht hätte; und er unterschätzte ihn wiederum, da er ihn als einen Mann schilderte, der nicht verwinden könne, daß er nicht Staatssekretär geworden sei. Herr von Holstein hat stets jedes öffentliche Auftreten gescheut; man liest seinen

Namen kaum je auf der Liste geladener Gäste und der Schein dünkt ihn zu gering, als daß er nach der sichtbaren Leitung des Amtes gestrebt haben könnte, in dessen Mauern er seit fast dreißig Jahren still seine Fäden spinnt. Einen so langen Zeitraum konnte ein behender, mit so feiner Witterung für kommende Konjunkturen ausgestatteter Geist nicht durchmessen, ohne nach den Umständen Ziel und Wege zu wechseln. Deshalb ist es nicht leicht, in jedem Augenblick zu ahnen, welcher Koalition Herr von Holstein gerade angehört. Er war der confident des Generalstabschefs Grafen Waldersee, der später dann von Altona nach Berlin kam, um einem von dem Geheimrath zum Zweikampf geforderten Grafen Sekundantendienste zu leisten. Er hatte 1874 als Zeuge im Arnim-Prozeß gesagt, seine Sympathien für Bismarck seien zu stark, als daß er ruhig dem Versuch, den Kanzler „durch eine politische Aktion zu beseitigen“, zusehen könne; und er hat nachher, wenn auch nicht entscheidend, doch recht thätig an der Beseitigung des selben Kanzlers mitgewirkt. Und nun ist er gar dem Herrn verfeindet, als dessen Bundesgenosse er unter dem Spitznamen des Aulsternfreundes im Kladderadatsch vorgeführt worden war. Denn so dunkel Ziel und Zweck des kleinen Preßkrieges Manchem geblieben sein mag: sicher ist erstens, daß zwischen den Herren Eulenburg und Holstein wirklich eine Ver Stimmung bestehen muß, und zweitens, daß in beiden Lagern die leitenden Strategen nicht der Zeitungsunst angehörten. Es war eine ergötzliche Batrachomyomachie. Auch der kranke Hayfeldt, dem Viele verübeln, daß er erst kurz vor dem Erlöschen seines Anspruches auf das beträchtliche Votschastergehalt nach London zurückgekehrt ist, wurde nicht glimpflich behandelt. Wenn nicht schnell abgeblasen wurde, war ein europäischer Skandal zu fürchten. Schon spitzten in Ost und West sich neugierige Ohren; schon hatten Scharfsichtige einen allzu tiefen Blick in die Schwarze Küche deutscher Diplomatie gethan.

Schleunig wurde dem Ganzen nun Halt geboten; und die Erinnerung an den Hader tauchte erst wieder auf, als es an einem der letzten Oktobertage hieß, der Kanzler sei nach Liebenberg gereist, um dem Kaiser, der beim Fürsten Eulenburg wohne, Vortrag zu halten. Nach Liebenberg! Der Name weckte die einbildnerische Kraft. Was kann Graf Bülow dort wollen? Seinen Vortrag konnte er ja ein paar Stunden früher in Potsdam halten. Da muß Merkwürdiges geschehen sein. Merkwürdiges war wirklich geschehen; nur lag es nicht auf dem Gebiete, das die Spürlust jetzt immer umspürt. Der französische General Bohron hatte seine pekinger Briefe veröffentlicht und der Kanzler mußte das Bedürfnis fühlen, die ärgerliche Geschichte sofort

mit dem Monarchen zu besprechen. Doch solche einfache Lösung des Räthjels hätte den Produzenten und Konsumenten öffentlicher Meinungen nicht genügt; sie hofften auf eine Krisis, eine Katastrophe von der scheinbar jähen Gewalt der im Oktober 1894 erlebten. Seit Monaten reden sie, hören sie nur von dem neuen Zolltarif und den künftigen Handelsverträgen. Nur darum konnte es sich in Liebenberg gehandelt haben. War nicht eben verbreitet worden, der Kaiser habe gesagt, wenn es nicht gelinge, neue Verträge zu schließen, werde er „Alles kurz und klein schlagen“? Gewiß war es jetzt zum Zusammenstoß gekommen, der Kaiser hatte die Brotwucherpläne verdammt und die Eulenburgs . . . Ja, was Die bei solcher Krisis zu gewinnen gehabt hätten, war nicht leicht zu erkennen. Sind die Herren, die in Ostpreußen, Geldern, Cleve, Templin und Ruppin so großen Grundbesitz haben, plötzlich vielleicht Freihändler geworden? Mag die liebenberger Wirthschaft aus der Viehmaast auch reicheren Ertrag als aus dem Körnerbau ziehen: für freie Einfuhr landwirthschaftlicher Produkte kann der Inhaber des hertefelders Fideikommisses wohl kaum schwärmen. Ihm — und erst recht den Kognaten — wird der Zollschuß, den der Kanzler erstrebt, sicher nicht ungebührlich hoch scheinen. Es kann dem Grafen Bülow unbequem sein, daß ein Botschafter, den er Durchlaucht nennen muß, dem Kaiser persönlich befreundet ist und sich in jedem Jahr Wochen lang von früh bis spät in des Monarchen Nähe aufhält. Er kann fürchten, der ihm dienstlich Untergebene werde bei so günstiger Gelegenheit manchmal das „höhere Maß von selbständiger Initiative und von Fruchtbarkeit an eigenen politischen Ansichten“ zeigen, das Bismarck an den Chefs deutscher Missionen nicht liebte. Er kann auch finden, Fürst Eulenburg bediene ihn nicht immer gut, und, zum Beispiel, meinen, der Botschafter hätte dem Besuch mehr Aufmerksamkeit widmen müssen, den der Großfürst Michael Nikolajewitsch dem Kaiser Franz Joseph abgestattet hat. Das Alles ist möglich; und es wäre nicht wunderbar, wenn Graf Bülow die wichtigsten Posten lieber mit Männern besetzt sähe, die er selbst ausgesucht hat. An dem Versuch, die Zollschranke für Frucht und Vieh zu erhöhen, wird ihn ein Eulenburg aber nicht hindern.

La poule blanche heißt ein Bild von Pesne, das im liebenberger Schloß hängt. Ein schwarzer Hahn wirbt brünstig um ein weißes Hühnchen; gleich, man merkt's, wird der abgewiesene Freier wüthend den rothen Halslappen schütteln und den zierlichen Liebling des Hofes schrill ankrähen. Beiden Thierleibern hat der Künstler Menschenköpfe gemalt; und an Menschen-schicksal sollen sie mahnen. Wie dem weißen Huhn, so geht es nicht auf

Federviehhöfen nur den Günstlingen des Glücks: sie werden zuerst umworben, dann beneidet und endlich gehaßt. So ist es auch dem Herrn gegangen, der auf den zärtlich klingenden Rufnamen Phili hört. Dem in die Mark verpflanzten Zweig des culenburgischen Stammes muß wohl Etwas von der Bannmacht alter Zauberruthen verlichen sein. Der Vater des Fürsten war, als Adjutant, so weich in Wrangels Gunst gebettet, daß der alte Feldmarschall, der sonst kein Kostverächter war, als er in Rappin das erste Glied einer Ehrenjungfernschaar abgefüßt hatte, dem Major ermunternd zurief: „Eule, küsse weiter!“ Den viel jüngeren Mann nannte der Greis seinen Freund, „in Leid und Freude eine Stütze und treuen Stab.“ Der Sohn hat noch höhere Gunst gewonnen und darf sich nicht darüber wundern, daß er Mänschen ein Dorn im Auge ist. Die persönliche Stellung neidet man ihm und dichtet ihm, um die unkleidbare Regung zu bergen, politischen Ehrgeiz größten Stils an. Das brauchte uns nicht zu bekümmern, schreckte man ruhende Bürger nicht immer wieder damit aus dem Schlaf. Die fahren dann verstört auf, merken, daß sie gesoppt worden sind, legen sich auf die andere Seite und träumen, im Deutschen Reich sei Alles ganz herrlich bestellt. Während sie nun aber schlafen, geschehen Dinge, die den wachen Sinn nachdenklich stimmen müßten. Jahre lang dauert der Spuk; ob er endet, wenn dem Träger das Kaln vom Leibe gerissen ist, das allein ihn gespensterhaft wirken ließ? Der Fürst zu Culenburg kann nicht im Reichsanzeiger verkünden, wie erklinge in Liebenbergs Mauern das leidige politische Lied, niemals; nur von schönen Künsten werde da, von des Wikingers Meerfahrerlust und vom Spiritismus gesprochen. Seine Freunde aber sollten daran erinnern, daß ein Herr, der, seit er den Titel des Botschafters trägt, so viel gedichtet hat, zu bösem Trachten gar keine Zeit finden konnte. Und genügt auch dieses Argument nicht, dann sollte der leidende Held der Legende selbst nach der guten Waffe greifen und den Skaldensängen und Methliedern, den Waldmärchen, Seemärchen, Freiheitmärchen das Märchen von Liebenberg folgen lassen. Ein lghnender Stoff. Mit den Ukranern könnte es beginnen, dem letzten Hertefeld den Text gründlich lesen und, wenn das Schloß vor Menschenblicken und Hyänenaugen von Erdenresten gereinigt ist, mit der Apotheose schließen, die reisende Jugend um die Adventzeit ungern entbehrt.



Hausindustrie. *)

Die gesetzgeberischen Maßregeln, die die Hausindustrie berühren, lassen sich in drei Kategorien einteilen: eine, von den Grundsätzen des Arbeiterschutzes ausgehende, die gegenüber den Hausindustriellen in ähnlicher Weise verfährt wie gegenüber den Fabrikarbeitern, die Schwachen also gegen die allzu rücksichtslose Ausbeutung durch die Starken zu schützen und den wirtschaftlichen Egoismus einzudämmen sucht; eine zweite, die den Interessen der Konsumenten ihre Entstehung verdankt und sich auf sanitäre Vorschriften beschränkt; und eine dritte endlich, deren Ziel es ist, die Heimarbeit zu unterdrücken. Von diesen drei Gesichtspunkten aus werden wir die einschlägige Gesetzgebung und ihre Wirkungen zu betrachten haben.

Die Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie ist die landläufigste, oft ziemlich gedankenlos nachgesprochene Forderung, durch deren Erfüllung man ihren schädlichen Auswüchsen wirksam zu begegnen glaubt. Sie ist denn auch zum Theil verwirklicht worden, indem sie aber in den europäischen Staaten und auch in einem Theil der anhereuropäischen vor der Heimarbeit und der Familienwerkstatt Halt machte. In England, Frankreich und Oesterreich sind die Werkstätten in Bezug auf den Arbeiterschutz den Fabriken gleichgestellt; England wagt sogar, die scharf gezogene Grenze der Familienwerkstatt zu überschreiten, sofern Kinder und junge Leute in ihr beschäftigt werden; Frankreich unterwirft auch Werkstätten religiöser Kongregationen und solcher, die von Wohlthätigkeitsanstalten abhängen, dem Gesetz, während Oesterreich sie nicht mit einschließt. Die Schweiz dehnt den Arbeiterschutz auf alle Werkstätten aus, die mehr als sechs Personen beschäftigen, und auf alle ohne Unterschied, in denen ein gefährliches Gewerbe betrieben wird.

*) Unter dem Titel „Die Frauenfrage“ erscheint noch in diesem Monat bei S. Hirzel in Leipzig ein Buch, auf das ich — da ein wesentlicher Theil mir aus den Druckbogen bekannt geworden ist — schon heute hinweisen möchte. Es gehört nicht zu den Büchern, von denen in den Zeitungen gesagt wird, sie dürften auf keinem deutschen Familientisch fehlen. Wer künftig aber ein nicht nur auf die Oberfläche gegründetes Urtheil über die wirtschaftliche Lage der Frau am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts fällen will, Der wird sich mit dieser sorgsam zusammengestellten Sammlung alles Wissenswerthen vertraut machen müssen. Dabei ist das Buch nicht etwa grau und kühl, wie manche achtbare Leistung deskriptiver Nationalökonomie; es verräth überall die innere Theilnahme eines regsamen Geistes, der, wenn er keinen anderen Weg ans Ziel führen sieht, vor der radikalsten Forderung nicht zurückschreckt. Der Abschnitt, wo über die Möglichkeit, die Hausindustrie durch Gesetze zu regeln, gesprochen wird, mag eine Probe der Darstellung bieten.

Neu-Seeland und Viktoria endlich haben auch auf die Familienwerkstätten, in dem einen Fall, so weit zwei, in dem anderen, so weit vier Personen darin beschäftigt sind, den Arbeiterschutz ausgedehnt. Vergewenwärtigen wir uns Dem gegenüber einmal die äußere Situation der Hausindustrie: sie breitet sich über die großen Städte wie über die kleinen, über das flache Land und das einsame Dörfchen wie über die unzugänglichsten Thäler und Hochplateaus der Gebirge aus. Sie haust im Kellerwinkel und in der Dachkammer, sie versteckt sich hinter dem Glanz besserer Tage im Salon der Damen der bürgerlichen Welt. Sie hat vor Allem in den Großstädten keinen festen Sitz, denn keinerlei schwer bewegliche Maschinen, wie im Fabrikbetrieb, fesseln sie an die Scholle; ihre Werkstätten sind eben so schnell aufgeschlagen wie abgebrochen. Hat der gesetzliche Arbeiterschutz Dem gegenüber irgend eine Aussicht auf Wirksamkeit? Selbst ein Heer von Beamten könnte ihm nicht dazu verhelfen. Es ist wohl mit diese Erwägung, die in den Ländern, wo die Hausindustrie einen besonders breiten Raum einnimmt, die Familienwerkstätte außerhalb des Gesetzes stellen hieß. Dadurch beschränkt sich der der Aufsicht unterstehende Kreis natürlich bedeutend, die Elendesten und Unglücklichsten, zu denen die Frauen und Kinder das größte Kontingent stellen, werden damit schutzlos der Ausbeutung preisgegeben, ohne daß den Werkstattarbeitern wesentlich geholfen wäre. Denn die Schwierigkeit der ausreichenden Beaufsichtigung wird noch durch die Stumpfheit der zu Schützenden gesteigert. Die Existenz der Hausindustrie beruht im Wesentlichen auf der Thatsache, daß die menschliche Arbeitskraft billiger arbeitet als die maschinelle; die notwendige Ergänzung aber der niedrigen Löhne ist die lange Arbeitszeit. Die Menschen, vor Allem die Frauen, die diesen Bedingungen bisher immer unterworfen waren, sind nicht einsichtsvoll genug, um die Durchführung der Gesetze mit zu unterstützen. Sie werden im Gegentheil, von einzelnen Kreisen aufgeklärterer großstädtischer Arbeiter abgesehen, in der Beschränkung ihrer Arbeitszeit eine unwillkommene Verminderung ihrer an sich schon karglichen Einnahmen sehen und die Bestimmungen des Gesetzes zu umgehen suchen. Dabei ist ihre Organisationsfähigkeit nicht nur in Folge ihrer niedrigen Lebenshaltung und ihrer Ueberlastung mit Arbeit, sondern auch in Folge ihrer Vereinzelung eine sehr geringe, so daß auch hier nur in seltenen Fällen an die Stelle des einzelnen Schwachen die durch ihre Vereinigung starke Gesamtheit treten kann.

Diese Thatsachen sind den Gesetzgebern nicht fremd geblieben. Sie haben daher verschiedene Versuche gemacht, zunächst einmal den Kreis der Hausindustriellen, auf die das Gesetz Anwendung finden soll, festzustellen. So weit es sich um Werkstätten handelt, haben die australischen Staaten Viktoria und Neu-Seeland für sie die alljährlich zu wiederholende Registrierung vorgeschrieben und verfügt, daß eine Werkstatt erst dann als eine solche

benutzt werden darf, wenn der Gewerbeinspektor, dem ihre Anmeldung einzureichen ist, die Erlaubniß dazu erteilt hat. Durch diese Maßregel sollen Werkstätten zur Kenntniß der Behörden kommen, soll auf der anderen Seite aber auch die sanitätspolizeiliche Kontrolle von Anfang an ermöglicht werden. Was aber in einem kleinen Staate möglich ist, wird in einem großen mit ausgedehnter Hausindustrie fast undurchführbar. Denn im Grunde müßte wieder eine Kontrolle nothwendig sein, um festzustellen, ob die vorschriftgemäße Anmeldung zur Kontrolle auch durchgängig erfolgt. Die englische Arbeitskommission hat im Hinblick hierauf vorgeschlagen, den Hauseigentümer, eventuell auch den Verleger für die rechtzeitige Anmeldung haftbar zu machen. Aber selbst wenn sie dadurch gesichert würde, bliebe ein großer Nachtheil bestehen: nicht immer könnte der Gewerbeinspektor zur Inspizierung sofort zur Stelle sein, die dadurch nothwendig werdende Arbeitspause bedeutete aber stets einen empfindlichen Ausfall am Verdienst. Um neben den Hausindustriellen auch die Heimarbeiter zu erfassen, hat eine Anzahl nordamerikanischer und australischer Staaten den Verlegern die Pflicht auferlegt, genaue Listen ihrer Arbeiter zu führen, die auf Verlangen dem Gewerbeinspektor vorzulegen sind, und England ist noch einen Schritt weiter gegangen, indem es, allerdings nur für eine beschränkte Zahl von Gewerben, verlangte, daß die Werkstattinhaber und Liefermeister jährlich zweimal die Namen und Adressen ihrer Arbeiter dem Gewerbeinspektor einzureichen haben. Diese Bestimmung ist gewiß eine sehr beachtenswerthe, die Nachahmung verdient; einen wirklichen Werth aber hat sie nur dann, wenn die Beamten auch in der Lage sind, sämtliche Arbeiter ausreißend zu kontrolliren. Das aber ist, nach Lage der Sache, völlig aussichtslos. Ein besserer Weg, um die Durchführung der Schutzgesetze zu gewährleisten, scheint demnach der zu sein, die Verantwortlichkeit dafür auf eine Reihe von Personen auszudehnen und so eine Art freiwilliger Inspektion zu schaffen, die die staatliche unterstützt. Die englische Gesetzgebung hat für bestimmte Gewerbe Dem gemäß entschieden und den Unternehmer für haftbar erklärt, wenn seine Arbeiter unter gesundheitsgefährlichen Bedingungen beschäftigt werden. Diese Bestimmung kann aber nur insoweit von Nutzen sein, wie es sich etwa um die Beschaffenheit der Werkstätten in sanitärer Hinsicht handelt. Das Wichtigste aber, die Sicherstellung der Arbeitszeit, der Pausen, des Wöchnerinnenschutzes u. s. w., kann dadurch nicht garantiert werden, weil auch der Unternehmer keine ständige Kontrolle ausüben kann und sich kaum dazu gezwungen sieht, weil er viel zu genau weiß, wie selten die Uebertretung der Vorschriften konstatiert werden würde. Was Thun von einem rheinischen Industriellen erzählt, der, als er wegen der Uebertretung des Kinderschutzgesetzes zu einer Geldstrafe verurtheilt wurde, ausrief: „Das schinde ich in acht Tagen wieder aus den Kindern heraus!“, würde sich hier

mit einigen Variationen wiederholen, die Verantwortlichkeit müßte daher nicht nur von dem Unternehmer getragen werden. Beatrice Webb schlägt vor, daß auch der Hausherr und der Vermiether der Werkstatt haftbar gemacht werden müßten. In New-York ist diese Forderung theilweise zum Gesetz erhoben worden, indem der Hausherr für bestimmte Gewerbe dafür einstehen muß, daß die Waaren erst dann hergestellt werden, wenn die Anmeldung der Werkstätte bei der Aufsichtsbehörde erfolgte. Ueber diese Bestimmung hinaus scheint mir die Haftbarmachung praktischer Weise auch nicht gehen zu können, weil sonst eine für den Werkstattinhaber und seine Familie unerträgliche Chikanirung durch den Hausherrn daraus entstehen würde. Hat der Hausherr oder sein Vertreter — und man mache sich einmal klar, welche Art Menschen Das häufig sind und wie sie von Anfang an dem armen Arbeiter mißtrauisch gegenüberstehen — die Berechtigung, seine Miether zu kontrolliren, so kann er das Dasein derjenigen, die ihm aus irgend einem Grunde mißlieblich sind, zu einem qualvollen gestalten, von Uebergriffen aller Art zu schweigen, die die Folge sein müßten. Diese Art Kontrolle könnte außerdem immer nur im Weichbild der Städte möglich sein, weil zum Beispiel die Hausindustriellen auf dem Lande und im Gebirge nicht nur häufig Besizer ihrer armseligen Werkstatt sind, sondern auch weitab vom Besizer wohnen.

Noch ein Mittel bleibt zu erwähnen, das für einen begrenzten Kreis von Arbeitern die gesetzlich vorgeschriebene Arbeitszeit sichern helfen soll. Es besteht in dem Verbot, den Fabrik- oder Werkstattarbeitern nach Ablauf der Arbeitszeit noch Arbeit mit nach Hause zu geben. England ist in dieser Weise vorgegangen, hat aber ausdrücklich bestimmt, daß nur dann die Mitnahme von Arbeit nach Hause nicht gestattet werden kann, wenn die Arbeiterin in der Werkstatt die volle Arbeitszeit beschäftigt wurde. Den Uebergriffen ist in Folge Dessen Thür und Thor geöffnet, weil unmöglich festgestellt werden kann, ob man ihr für den ihr gesetzlich zur Verfügung stehenden Rest der Arbeitszeit zu viel Arbeit mit nach Hause gab oder nicht. Man glaubte, durch die Fassung des Gesetzes auf die Frauen Rücksicht nehmen zu müssen, die, weil sie Kinder zu hüten und ein Hauswesen zu leiten haben, nur stundenweise in der Werkstatt arbeiten können; ihnen wollte man nicht die Möglichkeit rauben, durch häusliche Arbeit den geringen Verdienst etwas zu erhöhen, und opferte dieser Rücksicht die viel wichtigere auf Hunderte anderer Frauen, denen dann vom Zwischenmeister so viel Arbeit aufgebärdet werden kann, daß sie zwar zu Hause bis in die Nacht hinein arbeiten müssen, aber weder Zeit finden, für ihre Kinder, noch, für ihr Hauswesen zu sorgen. Soll, wenigstens auf diesem immerhin nur kleinen Gebiet, die weibliche Arbeiterin vor Ausbeutung geschützt werden, so muß das Verbot, Arbeit mit nach Hause zu nehmen, ein unbedingtes sein.

Unsere ganze Betrachtung der Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie läuft darauf hinaus, daß alle Bemühungen, sie in vollem Umfang durchzusetzen, fruchtlos bleiben. Der wesentliche Grund dafür ist der, daß die Wasser der Hausindustrie in zahllose kleine versteckte Rinnsale auseinanderfließen, die sich nothwendiger Weise der Aufsicht entziehen. In dem schmerzlichen Gefühl der Resignation angesichts dieser Erkenntniß haben sich manche Gesetzgeber darauf beschränkt, die Wirkungen der Hausindustrie durch allgemeine sanitäre Vorschriften abzuschwächen. Sie gingen dabei ursprünglich nicht vom Interesse der Arbeiter, sondern von dem der Konsumenten aus, die sie vor dem Einfluß der unter gesundheitswidrigen Bedingungen hergestellten Waaren zu schützen suchten. In den Staaten der nordamerikanischen Union ist dieses System am weitesten ausgebildet worden. Epidemien, deren Herd die Schwimhöhlen der Hausindustrie waren, gaben den Anstoß dazu. Man verfügte, um die gefährliche Ueberfüllung der kleineren Arbeitstuben zu vermeiden, daß in den Zimmern der Miethhäuser, die zugleich zum Essen und zum Schlafen benutzt werden, fremde Arbeitskräfte zur Herstellung verkäuflicher Waaren nicht beschäftigt werden dürfen. Das war zugleich ein erster, vielversprechender Schritt zur erzwungenen Einrichtung absonderter Werkstätten; es war aber auch zugleich eine indirekte Unterstützung der Familienwerkstätten, in denen die Ausbeutung ihre Orgien feiern konnte. Die Industrie wird immer der billigsten Arbeit nachgehen; und so hat das Gesetz eine Ausbreitung der Heimarbeit eher fördern als hindern helfen. Um aber auch die Familienwerkstatt und ihre Gesundheitsverhältnisse unter Aufsicht halten zu können, wurde ihre Anmeldepflicht bei der Sanitätspolizei und ihre Lizenzirung durch sie eingeführt. Für die Befolgung dieser Vorschrift machte man in New-York den Hausherrn, in Massachusetts den Verleger haßbar. Auf diese Weise werden die Arbeitsräume, zum Theil nur, so weit sie der Konfektionsindustrie dienen, wie in Massachusetts, zum Theil, so weit überhaupt Waaren darin erzeugt oder hergestellt werden, der Kontrolle der Sanitätsinspektion unterstellt. Einzelvorschriften, wie das Verbot, Waaren in Wohnungen herzustellen, wo ansteckende Krankheiten herrschen, das auch England erlassen hat, sind natürliche Folgen hiervon. Man ist aber zum Schutze des Publikums noch weiter gegangen. In New-York, Massachusetts und Neu-Seeland bestimmt das Gesetz, daß Waaren, von denen in Erfahrung gebracht wird, daß sie Werkstätten oder Familienbetrieben entstammen, die einer Lizenz ermangeln, oder daß sie sonst unter ungesunden Bedingungen entstanden, vom Sanitäts- oder Gewerbeinspektor mit einer Marke versehen werden müssen, die die Bezeichnung *Tenement Made* enthält, also sowohl Händler wie Konsumenten von dem Kauf abschreckt. Waaren, die in Räumen verfertigt wurden, in denen ansteckende Krankheiten herrschen, müssen nach der Markirung bes-

insiziert werden; und zwar erstrecken sich all diese Vorschriften auch auf von auswärts eingeführte Verkaufsgegenstände. Diese ganze, in der Idee gut gemeinte Einrichtung trägt aber den Stempel völliger Unzulänglichkeit schon an der Stirn; ja, sie führt zu bedenklichen Konsequenzen. Denn wer vermöchte dafür einzustehen, daß jedes Kinderjäckchen, das im Zimmer des Typhuskranken entstand, jede Cigarre, die neben dem Bett des Schwindsüchtigen gearbeitet wurde, jedes Hemd, das eine arme Mutter am Bett ihres diphtheritischerkrankten Kindes nähte, kontrollirt und markirt werden kann? Und wer will dem Ballen Tuch oder den Jacken und Blusen, die in Massen von einer Stadt, von einem Land ins andere versandt werden, ansehen, ob sie Krankheitkeime enthalten oder nicht? Die Angst vor der Markirung und Entwerthung der Waaren zwingt die Heimarbeiter aber auch zu einem förmlichen System der Berheimlichung und Vertuschung. Noch später als bisher werden sie sich entschließen, den Arzt zu holen oder ansteckende Krankheiten zur Anzeige zu bringen. Und selbst wenn die verhängnißvolle Marke an den Waaren hängt: wird sie auf der großen Reise, die sie antritt, trotz allen auf ihre Beschädigung oder Entfernung verhängten Strafen, daran bleiben? Es ist ein utopischer Gedanke, daß ein gesäumtes Taschentuch oder ein Strumpf von ihrem Entstehungsort bis zu ihrer letzten Bestimmung kontrollirt werden können. Hastet aber die Marke trotz Alledem, so wird die traurige Scheidung zwischen Reich und Arm noch in erweitertem Maße als bisher sich vollziehen: es werden Kreise von Händlern sich bilden, die die entwertheten Waaren aufkaufen und sie an Diejenigen absetzen, die das Tenement Made gern in den Kauf nehmen, wenn sie dafür weniger zu bezahlen brauchen. Also selbst die Durchführbarkeit der Markirungsvorschriften vorausgesetzt, würden sie nur dem Schutze der begüterten Käufer dienen.

Wenn wir uns nun die Schwierigkeiten, mit denen die Hausindustrie-Gesetzgebung zu kämpfen hat und an denen sie nach jeder Richtung hin scheitern muß, vergegenwärtigen, so zeigt sich, daß sie sich alle unter dem einen Wort Heimarbeit zusammenfassen lassen, — Heimarbeit im weitesten Sinn, die sowohl die Arbeit der einzelnen Frau in ihrem Stübchen als die Familienwerkstatt und die kleine Werkstatt der Zwischenmeister in den von ihnen bewohnten Räumen in sich begreift. Das ist der ungeheure Abgrund, den die Arbeiterschutzgesetzgebung nicht zu überbrücken vermochte, in den sie vielmehr Jahr um Jahr Tausende von Menschen hinabstößt, vor Allem die schwächsten, die Kinder und die Frauen. Um den Arbeiterschutzvorschriften zu entgehen, die Kosten der Fabrikanlagen zu ersparen und das Risiko der stillen Zeiten und der Krisen auf die Arbeiter abzuwälzen, hat das Unternehmertum die Hausindustrie großgezogen. Wird sie von der Gesetzgebung gleichfalls erfaßt, so wirft sich die Profitgier auf die Ausbeutung der Heim-

arbeit. Selbst eine so geringfügige Vorschrift wie die deutsche Konfektionsverordnung hat vielfach schon eine Zunahme der Heimarbeit zur Folge gehabt; und die Einführung des achttündigen Normalarbeitstages für Fabriken und Werkstätten in Australien hat die Heimarbeit dort erst ins Leben gerufen. Vor ihr aber steht, unter dem Panne geheiligter Traditionen, der europäische Gesetzgeber still, der die Schwelle des Hauses nicht zu überschreiten wagt, auch wenn sie längst nicht mehr zu den heimlichen Freuden innigen Familienlebens, sondern nur in die düstere Werkstatt der Familienausbeutung führt. Vielleicht hält ihn auch eine unbestimmte Furcht zurück, die Grenzen seiner Macht, der für grenzenlos gehaltenen, zu erkennen. Der Amerikaner und der Australier, den sentimentale Rücksichten nicht mehr in dem Maße beherrschen, hat sich den Eintritt erzwungen, aber all seine Pillen und Tränke, die er gegen die große Krankheit da drinnen verordnete, sind wirkungslos geblieben. Begreiflich genug, denn es giebt keine Hilfe; es ist eine Krankheit, die rettungslos zum Tode führt. Viele verschließen sich der Wichtigkeit dieser Diagnose, Andere erkennen sie an; aber nach dem Beispiel der Aerzte am menschlichen Totenbett suchen sie das entfliehende Leben mit allen Mitteln der Kunst aufzuhalten. Nur sehr Wenige sehen darin die ärgste Grausamkeit und wollen den Todeskampf zwar erleichtern, den Auflösungsprozeß aber beschleunigen. Es kann nach allem bisher Gesagten keinem Zweifel unterliegen, auf wessen Seite wir uns zu stellen haben.

Zuerst waren es englische Arbeiter, die in der Erkenntniß der Ausichtslosigkeit jeder gewerkschaftlichen Bemühung um bessere Arbeitsbedingungen, so lange die Schmutzkonkurrenz der einer Organisation unfähigen Heimarbeit besteht, die Beseitigung der Heimarbeit anzustreben suchten. Sowohl die Schuhmacher wie die Schneider führten einen heftigen Kampf gegen die Unternehmer, um sie zu zwingen, alle Arbeiter nur in eigenen Werkstätten zu beschäftigen. Die Schuhmacher erreichten vielfach ihr Ziel durch Arbeitseinstellungen, die Schneider blieben fast ganz erfolglos; auch ihr Appell an die Konsumenten, nur in solchen Geschäften zu kaufen, die in Betriebswerkstätten arbeiten lassen, fand nicht das Gehör, das nothwendig gewesen wäre, wenn es hätte Eindruck machen sollen. Ein Theil der englischen Sozialdemokratie, die auf dem züricher Arbeiterschuttkongreß vertreten war, sprach sich in Sinne der Arbeiter aus und beschwor eine Resolution, die die Abschaffung der Heimarbeit als Ziel der nothwendigen gesetzgeberischen Maßregeln hinstellte. Aber selbst vor diesem Forum fand sie keine Annahme. Mit der Forderung, Betriebswerkstätten einzurichten, traten auch die deutschen Arbeiter 1895 vor die Konfektionäre und legten, um den Streit anzufachen, im Winter 1896 die Arbeit nieder. Nur das völlig ungenügende Gesetz, das die Werkstattarbeiter der Konfektion der Arbeiterschuttschutzgesetzgebung unterstellte, war die Folge ihres Kampfes. Gegen die Heimarbeit, von der er ausging, geschah nichts.

Der scharfe Widerstand der Unternehmer gegen die Einrichtung von Betriebswerkstätten, die noch dazu, wo der Wunsch danach bisher aufstand, von keinem Parlament befürwortet wurden, ist von ihrem Standpunkt aus vollkommen erklärlich: die Errichtung oder Miethe von Räumen für die Werkstätten, die Anschaffung von Maschinerie, die Anstellung von Werkführern und nicht zum Mindesten die schließlich folgenden Unbequemlichkeiten und Kosten des Arbeiterschutzes und der Arbeiterversicherung, denen sie bei der Beschäftigung von Hausindustriellen fast ganz entgehen, würde eine Kapitalanlage erfordern und den Profit zunächst so beschneiden, daß auch für die Zukunft an ein Nachgeben der Unternehmer um so weniger zu denken ist, als die in Betracht kommenden Arbeiter unter den gegenwärtigen Verhältnissen zu einer geschlossenen Organisation, die ihren Wünschen den nöthigen Nachdruck verleihen kann, niemals gelangen werden. In Folge Dessen sind einzelne Gruppen von Arbeitern vielfach zur Selbsthilfe geschritten. In Genf und Lausanne, in Bern und in Zürich waren es die Schneider, die sich mit Unterstützung ihrer Gewerkschaft eigene Werkstätten einrichteten; in Wien thaten die Meerschamuschneider das Selbe. Die ganze Bewegung beschränkte sich aber auf kleine Kreise, weil erstens keinerlei Zwang vorlag, ihr beizutreten, und zweitens das nöthige Kapital fehlte, um durch Anschaffung neuer Maschinen und durch Anwendung motorischer Kräfte schnellere und bessere Arbeit zu liefern und auf diese Weise der primitiven Heimarbeit den Boden abzugraben. Die genfer Stadtverwaltung, an die sich die Schneider um Unterstützung wandten, erkannte zwar die Berechtigung ihrer Bestrebungen an, glaubte aber, in Rücksicht auf den Stadtsäckel, keinen Präzedenzfall schaffen zu dürfen.

Ein anderes Mittel, die Heimarbeit möglichst einzuschränken, forderte ein Gesetzentwurf, den der Minister Peacock 1895 dem Parlament von Victoria vorlegte, der sich aber auch nur auf die Konfektionindustrie bezog. Er enthielt die Bestimmung, daß Heimarbeiter nur gegen Erlaubnißscheine beschäftigt werden dürften; und zwar sollten nur die Arbeiter, die ihren Lebensunterhalt verdienen müssen und dabei aus irgend einem Grund an ihr Haus gefesselt sind, darauf Anspruch erheben können; diese Einschränkung aber hätte, wenn das Gesetz in Wirksamkeit getreten wäre, seine Wohlthat wieder annullirt. Praktischer und durchgreifender erscheint daher der Vorschlag eines deutschen Sozialpolitikers, der gleichfalls in der schließlichen Unterdrückung der Heimarbeit die einzige Lösung sieht und zwar den gegenwärtig beschäftigten Heimarbeitern ihre Arbeit im eigenen Haus gegen Ausstellung von Erlaubnißscheinen noch gestatten, neu eintretende aber davon ausschließen will, so daß die Heimarbeit dadurch auf den Aussterbecat gesetzt wird.^{*)}

*) Alfred Weber: Das Sweatingsystem in der Konfektion, in Brauns Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik. Band 10. Berlin 1897. Der

Die hier gekennzeichneten Forderungen und Wünsche sind, jede für sich, berechtigt, aber sie sind entweder in der angegebenen Form unerfüllbar oder sie würden sich, wenn sie verwirklicht wären, der großen Aufgabe gegenüber als viel zu schwach erweisen. Die Beseitigung der Heimarbeit kann, soll sie nicht zu einer grausamen Härte werden, nur das Resultat einer systematischen Gesetzgebung sein, die sich organisch und doch nach einem festen, das Ziel nie aus dem Auge verlierenden Plan entwickelt. Als erster Schritt zu diesem Ziel wäre die Verbindung von Wohnung und Werkstatt Allen zu verbieten, die fremde Arbeiter bei sich beschäftigen, und die Mitgabe von Arbeit nach Hause ausnahmslos zu untersagen; die Gewerbeinspektoren, deren Zahl um ein Beträchtliches erhöht werden müßte, hätten die Durchführung der Vorschrift zu beaufsichtigen, während die Verantwortung dafür auch vom Verleger zu tragen wäre. Um aber zu gleicher Zeit die Zwischenmeister, häufig selbst nur wenig besser gestellte Proletarier, nicht zu ruinieren, müßten alle Gemeinden, in deren Bereich sich hausindustrielle Betriebe befinden, verpflichtet werden, unter Heranziehung der Unternehmer zu den Kosten, besonders, allen Anforderungen der Hygiene entsprechende Räume, womöglich eigens für den Zweck erbaute fabriksähnliche Gebäude mit Motorbetrieb, den Hausindustriellen gegen eine Miete, die die früher dafür angewendeten Mittel nicht übersteigen dürfte, zur Verfügung zu stellen. Auf alle diese Werkstätten wären dann sämtliche Vorschriften der Arbeiterschutzgesetzgebung auszudehnen und Staat und Kommunalverwaltungen hätten die Verpflichtung, ihre Aufträge nur von solchen Werkstätten ausführen zu lassen.

Bleibe man aber hierbei stehen, so würden die Familienwerkstätten selbstverständlich, den Erfahrungen in anderen Ländern entsprechend, enorm zunehmen. Dem müßte die Gesetzgebung vorgreifen, indem sie nun das Verbot der Verbindung von Werkstatt und Wohnung auch auf die Familienwerkstatt ausdehnte. Nur solchen Personen, die in Rücksicht auf zu beaufsichtigende Kinder oder zur Pflege alter Angehöriger oder durch eigene Gebrechlichkeit gezwungen sind, daheim zu bleiben, wären zunächst Erlaubnisscheine für die Ausübung ihres Berufes im Hause zu erteilen. Nach dem Inkrafttreten dieser Bestimmungen hätte die kommunale Armenverwaltung ihre Aufmerksamkeit den noch vorhandenen Heimarbeitern zuzuwenden und, nach Maßgabe des Bedürfnisses, Kinderkrippen und Kinderhorte, Heimstätten und Siechenhäuser zu schaffen oder zu erweitern oder durch direkte Unterstützung da eingzugreifen, wo es nöthig scheint, so daß nach Ablauf einer gewissen Uebergangszeit sämtliche Heimarbeiter in die Werkstätten übergeführt werden

Selbe: Verhandlungen des Vereins für Sozialpolitik im September 1899 in Breslau. Leipzig 1900.

könnten. Die selbstverständliche Voraussetzung für den Eingriff der Armenpflege wäre natürlich, daß alle die Armen entweichenden Bestimmungen, wie die Entziehung des Wahlrechtes, fortfielen. Die Pflege der Kranken, Alten und Gebrechlichen ist eine Pflicht der Gesellschaft, auf deren Erfüllung sie Anspruch haben; und die Absicht, die Armuth gewissermaßen zu bestrafen, ist ein trauriges Zeichen für die völlige Verwirrung klarer Begriffe.

Nachdem alle diese Voraussetzungen erfüllt sind, könnte gegen die Heimarbeit, die noch immer ihr Leben fristen wird, mit größerem Nachdruck vorgegangen werden. Die Wäherei in all ihren verschiedenen Zweigen käme zunächst in Betracht, weil sie sich am Leichtesten überall zu verbergen vermag. Hier müßte eine neue Maßregel einsetzen: das Verbot des Antriebes der Maschinen durch menschliche Kraft überall dort, wo nicht für den Hausgebrauch gearbeitet wird. Ganz abgesehen davon, daß nach Ansicht aller Aerzte und Pflegerinnen die Einführung des Dampfbetriebes in der Wäherei mehr als manches Andere zur Hebung der Gesundheit beitragen würde, wäre diese Vorkehrung leicht durchführbar, weil das Klappern der Maschine die Aufsicht erleichtert, um so mehr, wenn in diesem Fall der Hausherr haftbar gemacht und jede industrielle Arbeit in Mieth- und Wohnhäusern sowohl für die Arbeiter als für die Hausbesitzer empfindliche Strafen nach sich ziehen würde.

Alle diese Bestimmungen scheinen, auch unter der Voraussetzung ihrer allmählichen Entwicklung, immer nur in den Städten, wo die Arbeiter sich sammendrängen und die Aufsicht leichter möglich ist, durchführbar. Sind sie aber hier in Wirksamkeit, so wird die Entwicklungstendenz der modernen Industrie, billige Gegenden und billige Arbeitskräfte aufzusuchen, nur noch drastischer hervortreten und die Ausbeutung, der in der Stadt Grenzen gesetzt werden, wird sich gierig auf das Land, in die einsamen Thäler, auf die fernen Höhen werfen. Um hier den selben Schutzgesetzen wie in der Stadt Geltung zu verschaffen, muß die Verkehrspolitik in ihren Dienst gestellt werden. Jede Eisenbahn, jede gute Chaussée erleichtert die Verbindung; und es ist eine bekannte Thatsache, über die Naturfreunde nicht genug klagen können, daß der Fabrikshornstein überall emporragt, wo die Eisenbahn hindringt. Die Vereinigung der ländlichen Hausindustriellen in Werkstätten wird sich mit dieser Unterstützung allmählich auch durchsetzen lassen. Zur Schaffung der Werkstätten könnten die Arbeitgeber um so straffer herangezogen werden, als sie durch die niedrigen Löhne gegenüber den Arbeitgebern der städtischen Hausindustrie so wie so im Vortheil sind.

Aber damit sind noch nicht alle Hindernisse beseitigt. In New-York und Massachusetts, wo die Konfektionindustrie einer strengen Regelung unterliegt, haben die Konfektionäre sich ihr dadurch zu entziehen gewußt, daß sie ihre Waaren aus anderen Staaten beziehen, die solche Gesetze noch nicht

kennen, und in die die Schweißmeister von New-York und Massachusetts in Massen überfiedelten. Das Selbe würde sich in Europa wiederholen, wenn die Gesetzgebung zur Bekämpfung der Hausindustrie sich auf ein oder zwei Länder beschränken würde. Die Nothwendigkeit des internationalen Arbeiterschutzes tritt nirgends stärker hervor als hier; und es wäre an der Zeit, daß wenigstens zunächst einmal die internationalen Gesellschaften für Arbeiterschutz sich eingehend mit dieser Frage beschäftigen möchten, statt daß sie ihre Universalität durch eine oberflächliche Vielseitigkeit beweisen zu müssen glauben. Vor Allem aber sollte die Arbeiterschaft aller Länder ihr ein thatkräftiges Interesse zuwenden und in den Parlamenten einmüthig ihr gegenüber Stellung nehmen; denn von der Unterdrückung der Hausindustrie hängt ihre eigene Entwicklung ab. Erst die Vereinigung der männlichen und weiblichen Arbeiter in den Werkstätten wird ihre Aufklärung fördern und ihre gewerkschaftliche Organisation ermöglichen. So lange sie wie die Raubritter im Hinterhalt liegen, werden sie den organisierten Arbeitern ihre schwer errungene Beute immer wieder streitig machen. Lohnerhöhungen insbesondere, vor Allem feste Lohnsätze, jene wichtige Aufgabe der Arbeiterverbände, von deren Erreichung die Sicherheit der Existenz vielfach abhängt, werden, so lange die Hausindustrie besteht, nur selten zu erkämpfen und noch seltener festzuhalten sein. Aber selbst unter den Arbeitern giebt es noch Leute genug, die zwar die Schäden der Hausindustrie anerkennen, trotzdem aber vor durchgreifenden Maßnahmen zurückzusehen, weil sie die Familie und die Freiheit des Einzelnen dadurch anzutasten glauben. Es ist auch zweifellos, daß es auf dem von mir vorgeschlagenen Weg, den die Gesetzgebung verfolgen soll, bei aller Vorsicht, ohne Härten nicht abgehen wird. Wo aber in der Welt wäre der Fortschritt leicht erkauft worden? Bei der Einführung aller Arbeiterschutzgesetze hat es Menschen gegeben, die sich in ihrer Freiheit beschränkt, in ihrem Verdienst geschmälert sahen. Die allmähliche Aufsaugung des Handwerks durch die Fabrik hat gewiß schwere Wunden geschlagen und schlägt sie noch heute; für die Hausindustrie wird genau das Selbe gelten. Der Sozialreformer aber und der Gesetzgeber dürfen nach den Gefühlen Einzelner nicht ihre Handlungen einrichten; sie haben vielmehr die Aufgabe, den Entwicklungstendenzen nachzuspüren und die zu fördern, durch die die Menschheit im Allgemeinen zu höheren Daseinsformen gehoben werden wird. Die Hausindustrie hält sie auf der Stufe physischer und geistiger Verelendung fest, sie hindert den Fortschritt zu besseren sozialen Verhältnissen, darum muß auch hier das sentimentale Mitleid von der ruhigen Erkenntniß und der weithin ansehenden Menschlichkeit überwunden werden.

Lily Braun.



Bakteriengifte und Immunität.

Wie man noch von einer wissenschaftlichen Medizin sprechen konnte, hatte längst schon Gelehrte und Völer eine Gruppe von Krankheiten interessiert, die wir heute unter dem Sammelbegriff der Infektionskrankheiten zusammenfassen. Schon lange weiß man, daß diese Krankheiten auf einer Ansteckung beruhen, daß sie durch direkte Berührung, durch Kleidungsstücke, durch Auswurfstoffe, durch Luft und Wasser verbreitet werden können. Man weiß ferner, daß zu dieser Gruppe der ansteckenden Krankheiten auch andere gehören, die nicht mit so explosiver Schnellkraft sich ausbreiten und verschwinden, sondern jahraus, jahrein in allen Ländern und zu allen Zeiten Tausende von Opfern fordern, wie der Typhus, die Diphtherie und vor Allem die Tuberkulose.

Das erste blendende Schlaglicht in das Dunkel dieser Erscheinungen warf die geniale Entdeckung Edwards Jenner, der zeigte, daß die harmlosen Kuhpocken ein völliges Analogon zu den gefürchteten Schwarzen Blattern sind, nur eben schwächer in ihrer Wirkung, und daß man durch absichtliche Ansteckung mit Kuhpocken den Menschen auf Jahre hinaus vor den echten Blattern schützen kann. Für die Wissenschaft war Jenners Entdeckung eine wichtige Anregung, das Studium der ansteckenden Krankheiten mit erneuter Kraft aufzunehmen.

Schon sehr früh tauchte der Gedanke auf, daß lebende Schädlinge die Erreger dieser Krankheiten sein könnten. Besonders, nachdem durch Schwann, Cagniard-Latour und Pasteur die einzelligen pflanzlichen Lebewesen und ihre unermeßliche Bedeutung im Haushalt der Natur entdeckt waren, lag es nah, solche Kleinwesen auch für die Genesis der Infektionskrankheiten in Anspruch zu nehmen. So entstand die Schule der Contagionisten, die in Gegensatz trat zu der bis dahin herrschenden Theorie von der schädlichen Wirkung unreiner Luft und unreinen Bodens, — Schädlichkeiten, die man unter dem Namen „Miasma“ zusammenfaßte. Bald aber zeigte sich, daß die in der ersten Zeit erkannten Infusorien, Pflanzgen und ähnliche Kleinwesen unschuldig an der Entstehung der Infektionskrankheiten sind. Erst als man durch Anwendung wesentlich verbesserter Mikroskope und vor Allem der Reinzüchtung auf besonders geeigneten Nährböden die allerkleinsten Zweige der Lebewelt, die Bakterien, kennen lernte, gelang es wirklich, der winzigen Massenmörder habhaft zu werden. Man fand und isolierte Bakterien in faulenden Massen und an anderen Orten; und so war denn durch zahlreiche vorbereitende Arbeiten der Boden geschaffen, auf dem die moderne Bakteriologie sich entwickeln konnte. Nun folgten die Entdeckungen Schlag auf Schlag. Als Robert Koch nach unermüdlicher Arbeit den Erreger der Tuberkulose in Reinkultur züchten gelehrt hatte, wurden in rascher Folge von ihm und seinen Mitstreitern die Erreger der meisten bekannten Infektionskrankheiten entdeckt und beschrieben. Heute kennen wir die lebenden Ursachen fast aller ansteckenden Krankheiten; ausgenommen davon sind nur wenige, darunter die der Malaria, des Scharlach und — eine Ironie der Wissenschaft — die Erreger der Krankheit, die zuerst das Interesse weckte: der Schwarzen Pocken. Mit der Auffindung dieser pathogenen Mikroben schien die contagionistische Theorie einen unbestrittenen Sieg davongetragen zu haben. Das *contagium vivum* war da und Allen sichtbar; der vage Begriff des Miasma verschwand dagegen völlig. So begann nun eine

etwas einseitige Werthung der bakteriologischen Befunde; man vergaß fast ganz, daß bei einer Krankheit noch ein zweiter Faktor, nämlich der erkrankte Organismus, eine Rolle spiele, und verstieg sich schließlich zu dem Satz, daß die Anwesenheit pathogener Mikroben schon die Krankheit sei. Nur wenige führende Geister behielten in diesem Kampf den klaren Kopf; vor Allem war es Ray von Pettenkofer, der stets eindringlich vor der einseitigen Ueberschätzung der Bakterienforschung warnte und immer wieder nachdrücklich darauf hinwies, daß die allgemeinen hygienischen Verhältnisse für das Entstehen von Seuchen eine große, nicht zu unterschätzende Bedeutung besitzen. Auch spiele die mehr oder minder große Widerstandskraft des Organismus eine sehr wichtige Rolle. Bekannt ist, daß er selbst eine größere Quantität vollgiftiger lebender Cholerakeime verschluckte, ohne, bis auf geringe Erscheinungen, ernstlich zu erkranken.

Dieser von beiden Seiten mit ungemeinem Aufwand an Fleiß und Schorf-sinn geführte Kampf ist im Wesentlichen beendet. Wir wissen heute, daß das Bakterium an sich nur dann eine gewaltige pathogene Wirkung besitzt, wenn es in einen empfänglichen Organismus eindringt. Die Schädlichkeit der Bakterien an sich ist größer oder geringer, sie haben einen verschiedenen Virulenzgrad; doch auch die Widerstandskraft des Organismus ist sehr verschieden. So haben wir hier zwei Kurven, die einander entgegengewachsen: die Schädlichkeitgröße der Infektion auf der einen Seite, die Widerstandskraft des Organismus auf der anderen; nur wenn diese beiden Kurven sich schneiden, tritt die bakterielle Erkrankung, die ernstliche Störung der vitalen Funktion, in die Erscheinung. Wir wissen ferner, daß die allgemeinen hygienischen Verhältnisse des Bodens, der Luft, des Trinkwassers große Bedeutung für das Zustandekommen der Seuchen besitzen. So ist München, früher eine der typhusreichsten Städte Deutschlands, nach Durchführung der Kanalisation eine typhusarme Stadt geworden.

Unsere fortgeschrittene Erkenntniß der bakteriellen Erkrankungen bleibt aber dabei nicht stehen. Wir wissen ferner, daß es in den seltensten Fällen die Kleinwesen an sich sind, die eine schädliche Wirkung üben; meist sind es ihre Stoffwechselprodukte, die bakteriellen Gifte. Die Bakterien, die keine solchen Gifte produziren, sind harmlose Schmarotzer, die außerdem in den Geweben des normalen Organismus fast immer ungemein schnell zu Grunde gehen; nur die wirksamen Giftstoffe erzeugenden werden dem Wirth gefährlich. Am Grunde ist also die Infektionskrankheit eine Vergiftung des Organismus. Nur sind der Formen dieser Vergiftungen viele; und langer, mühsälliger Arbeiten hat es bedurft, um Klarheit in dieses früher dunkle Gebiet zu bringen. Man kann nämlich beobachten, daß es einige Erreger schwerer Krankheiten giebt, die sich ausschließlich an den Orten der Infektion nachweisen lassen und die sich im Organismus niemals vermehren; hier gelangen demnach ausschließlich die an sehr beschränkter Stelle erzeugten Giftstoffe der Bakterien ins Innere des Körpers und lösen die schwersten Erscheinungen akuter Vergiftung aus; während der Organismus also der Bakterien selbst in diesem Falle mit leichter Mühe sich erwehrt, wird sein Haushalt durch die erzeugten Gifte in schwerster Weise beeinträchtigt und unter Umständen vernichtet. Das klassischste Beispiel dieser Form bakterieller Erkrankungen ist der Feind unserer Kinderwelt, die Diphtherie, und neben ihr der Wundstarrkrampf. Man bezeichnet diese Erscheinungsform der bakteriellen Krank-

heiten als Intoxikationskrankheiten. Ihnen stehen die Erkrankungen gegenüber, bei denen die Erreger selbst in die Gewebe des Körpers eindringen, sich dort vermehren und durch ihre immer aufs Neue produzierten Gistmengen den Organismus bedrohen und krank machen. In diesem Fall müssen sich also die Kräfte des Organismus auf ein doppeltes Ziel richten: der Körper muß der auf ihn eindringenden Gifte sich zu erwehren suchen und außerdem die fortwährend weiter wuchernden Giftquellen vernichten. Diesen Typus der Infektionskrankheiten im engeren Sinne vertreten besonders die schweren Eiterungen, die Blutvergiftungen und der Milzbrand. Beide Formen sind nicht scharf von einander getrennt: es giebt zwischen ihnen Uebergangsstufen, auf denen eine Vermehrung und allgemeine Ausbreitung der Krankheitserreger im Organismus entweder nur ganz selten vorkommt, wie bei der Tuberkulose, und solche, auf denen sich diese Erscheinung mehr oder weniger regelmäßig einstellt, wie bei Cholera und Typhus.

Zugleich mit dieser Verschiedenheit der Ausbreitungsweise treten nun Differenzen in der Art der Bildung und in der Natur der von den Bakterien produzierten Gifte auf. Wenn ein Bakterium nur an einem Ort und in ganz beschränkter Ausdehnung Gifte produzieren und doch den ganzen Körper durch eben dieses Gift in schwere Gefahr bringen kann, so muß es sich hier um Gifte handeln, die von einer ganz ungeheuren Wirksamkeit sein, ferner aber von der Bakterienzelle frei abgetrennt sein müssen, um von den Körperflüssigkeiten aufgenommen und zu den Geweben hingebacht werden zu können. Wenn sich dagegen die Keime an allen Orten des Organismus vermehren und immer neue Gistmengen erzeugen können, so braucht das Gift weder von besonders energischer Wirksamkeit zu sein, noch ist es nötig, daß jeder einzelne Zelleid dieses Gift frei absondert; vielmehr kann es an die überall gegenwärtige Zelle selbst gebunden bleiben und erst bei ihrem Zerfall frei und wirksam werden. Tatsächlich finden wir nun, daß Tetanus- und Diphtherie-Bazillen Gifte ausscheiden, die sich in ihren Nährlösungen frei vorfinden und von den Bakterien getrennt werden können, während die Erreger der eigentlichen Infektionskrankheiten, davon also die Eitererreger und die Cholera-Vibrionen, zwar giftige Zelleider besitzen, aber höchstens sehr geringe Mengen freier Giftstoffe erzeugen. Es liegt auf der Hand, daß diese Zellgifte, die „Körperrgifte“, sich einem näheren Studium ihrer Eigenschaften entziehen, da man sie und ihre Wirksamkeit nicht von den Bakterienzellen selbst trennen kann. Mit um so größerem Eifer hat sich dagegen die Wissenschaft mit jenen anderen gefundenen Stoffen beschäftigt, die die eigentlichen Bakteriengifte im engeren Sinne darstellen und die man heute als die Bakterientoxine bezeichnet. Zwar hat man vielfach versucht, aus Kulturen auch anderer Bakterien durch chemische Mittel die verantwortlichen Giftstoffe zu isolieren; man hat nach der Reihe zuerst relativ einfache chemische Körper, die giftigen Basen oder Ptomaine, und später giftige Eiweißsubstanzen, die Toxalbumine, angeschlossen; doch hat sich herausgestellt, daß diese Stoffe zwar giftig sind, also Störungen im Organismus hervorzurufen, daß sie aber nicht „spezifisch“ sind, nicht die selben Störungen hervorzurufen wie die lebenden Keime selbst. Dagegen ist es gelungen, aus den Kulturen von Diphtherie- und Tetanusbazillen, aus denen man durch bakterienbidte Filtration die Zellen entfernt hatte, Giftstoffe zu gewinnen, die die Wirkung der lebenden Keime lückenlos reproduzieren. Wir

sind dadurch in die Lage gesetzt, beim Studium dieser bakteriellen Intoxikationskrankheiten den unkontrollierbaren Faktor der lebenden, vermehrungsfähigen Zellen auszuschalten und dafür mit einem unbelebten Giftstoff, dessen Quantum man genau dosieren kann, zu arbeiten. Wir brauchen also nicht mehr zu fragen, auf welche Weise die Schädigung des Körpers durch Diphtheriebazillen zu Stande kommt, sondern wir prüfen einfach die Wirkungsbedingungen des Giftes.

Diese Bakterientoxine sind höchst merkwürdige Stoffe. Obwohl man noch keins von ihnen in völliger Reinheit darzustellen vermocht hat, wurden an ihnen doch schon einige Eigenschaften genauer studirt. Zunächst sind es Stoffe von einer geradezu märchenhaften Giftigkeit: unsere furchtbarsten Pflanzen- und thierischen Gifte sind die personifizierte Harmlosigkeit gegenüber diesen Bakterientoxinen. So genügen fünf Millionstel Milligramm des Tetanustoxins, um eine Maus, zwei Zehntausendstel Milligramm, um einen Menschen zu töten. Auch zeichnen sich diese Stoffe durch eine ungemaine Empfindlichkeit gegen alle äußeren Einflüsse aus, gegen Licht, gegen die meisten Chemikalien und vor Allem gegen Wärme; eine Temperatur von 60 Grad hebt ihre Wirksamkeit sehr bald auf. Das Merkwürdigste an ihrer Wirkung aber ist ihre Eigenwilligkeit in Bezug auf die Auswahl der Individuen. Während unsere gewöhnlichen Giftstoffe in einer gewissen Dosis völlig wahllos jede lebende Zelle angreifen und vernichten, zeigen diese Bakterientoxine die Eigenart, manche Thiere völlig verschont zu lassen. So kann man zum Beispiel einem Huhn beträchtliche Gaben Tetanustoxins einflößen, ohne irgend welche Krankheitserscheinungen eintreten zu sehen. Und das Allermerkwürdigste ist dabei, daß in dem Organismus des Huhnes nicht etwa besondere Vorkehrungen getroffen sind, um das Gift zu zerstoren, sondern daß das Gift völlig unverändert in dem Blut des Huhnes kreist und daß man mit dem Blut eines scheinbar völlig gesunden Thieres andere empfängliche Thiere vergiften kann, bei denen dann tödlicher Starrkrampf erfolgt.

Wir haben hier eine Theilerscheinung eines der größten Räthsel dieses interessantesten Kapitels der allgemeinen Pathologie vor uns: das Phänomen der natürlichen Immunität, wie man die angeborene Unempfindlichkeit gegen gewisse bakterielle Erkrankungen genannt hat. Ich werde nachher versuchen, diese Frage von allen Seiten her zu beleuchten. Aber eben der großen Wichtigkeit dieser Thatsache wegen mußte ich mich zunächst bemühen, sie im Zusammenhang mit der ganzen Lehre von den Bakteriengiften unserem Verständniß näher zu rücken. Dieses Postulat erfüllt nun eine der genialsten Hypothesen, die jemals aufgestellt worden sind: die von Paul Ehrlich verfochtene sogenannte Seitenkettentheorie.

Jede lebende Zelle stellt gewissermaßen einen Organismus im Kleinen dar: ein Organismus aber besitzt, um es bildlich auszudrücken, ein Lebenscentrum, das seine Existenz aufrechterhält, und außerdem Organe, Werkzeuge, die die zur Erhaltung des Lebens notwendigen Funktionen erfüllen. So besitzt auch jede Zelle einen „Leistungskern“, der ihr Lebenscentrum darstellt und gewissermaßen den Mittelpunkt für eine Armee von an ihm hängenden, leicht beweglichen „Seitenketten“ abgibt. Diese Seitenketten entstehen und vergehen und durch ihr wechselndes Spiel werden jene Funktionen erfüllt, die den Leistungskern mit vitaler Energie versorgen. Diese Seitenketten erfüllen auch die Funktion, die in den Organismus eingeführten fremdartigen Stoffe, vor Allem die Nahrung-

mittel, an sich zu binden und dem Zweck entsprechend zu verwerthen. Bis hierher ist die Vorstellung keine Hypothese, sondern ein Bild der Wirklichkeit, eine Veranschaulichung der Lebensvorgänge; und zu diesem Bild fügt Ehrlich eine einzige Annahme, die es zu einer Hypothese umschafft. Er nimmt an, daß diese Seitenketten bestimmt geartete Atomgruppierungen besitzen, die in entsprechend geartete Atomgruppierungen der ihnen zugeführten Stoffe hineinpassen wie ein Schlüssel in ein Schloß. Nur wenn die Atomgruppierungen beider Seiten auf einander eingestellt sind, kann die Seitenkette den ihr zugeführten Stoff an sich binden. Nun sind auch die Bakterientoxine Körper von ungemein komplizierter Struktur; und nur dann, wenn in diesen Toxinen Gruppen vorhanden sind, die in die Gruppen der Seitenketten der Zellen hineinpassen, kann das Gift an die Zelle überhaupt gebunden werden. Ehrlich bezeichnet diese Atomgruppierungen als *haptophore Gruppen*, „*Haftgruppen*“, und formuliert seine Hypothese so, daß eine Bindung eines Bakterientoxins an die Zelle nur dann erfolgen kann, wenn die haptophoren Gruppen zu einander passen. Eine Bindung des Bakterientoxins an die Zelle ist aber nothwendig, um überhaupt eine Giftwirkung zu ermöglichen, und so erweitert sich die Hypothese dahin, daß auch eine Giftwirkung nur dann eintreten kann, wenn die haptophoren Gruppen sich gegenseitig binden; nur dann kann die eigentlich giftige Gruppe des Toxins, die *toxophore Gruppe* (Ehrlich), in Wirksamkeit treten. Diese Hypothese erklärt das Phänomen der angeborenen Giftfestigkeit ohne Weiteres. Im Blut des giftigsten Huhnes kreist das Tetanusgift völlig frei; es findet beim Huhn keine passenden haptophoren Gruppen (Rezeptoren) und deshalb tritt keine Vergiftung ein. Eine Schwierigkeit dieser Hypothese beruht darin, daß die gewöhnlichen, chemischen Gifte sich um keine haptophore Gruppe kümmern, sondern wahllos jedes Zellprotoplasma angreifen. Das ist aber recht einfach zu erklären. Während die Bakterientoxine große Atomkomplexe darstellen, die wegen ihrer Größe nur dann an den eigentlichen Leistungskern herangelangen können, wenn sie in dauernden Konnex mit der Zelle gebracht werden, sind die chemischen Gifte im Verhältnis zu den Riesenmolekülen des Protoplasmas winzige Zwerge, die sich gewissermaßen zwischen den Seitenketten hindurchschlängeln und, ohne vorherige Bindung an die Seitenketten, direkt den Leistungskern angreifen. So ist diese Thatsache der nicht spezifischen Wirkung gewöhnlicher Gifte gegenüber der streng spezifischen der Bakterientoxine eher eine Stütze als ein wunder Punkt der Theorie.

Diese Theorie, die uns gewichtige Aufschlüsse über das Wesen der Immunität liefern wird, ist, wie gesagt, nicht direkt erweislich. Es giebt aber doch Thatsachen, die wenigstens indirekte Beweise für die wirkliche Bindung der Bakterientoxine an lebende Zellen bringen. Der Tetanus ist eine Krankheit, die fast ausschließlich das Centralnervensystem befällt. Nun ist es Wassermann gelungen, nachzuweisen, daß man außerhalb des Organismus in der Lage ist, Tetanusgift an frisch herausgenommene Gehirnsubstanz wirklich zu binden, so daß das Gift als solches verschwindet; und zwar bindet es sich nicht etwa rein chemisch an irgend welche löslichen Stoffe, sondern direkt an die Zellen des Centralnervensystems. Es ist gerechtfertigt, anzunehmen, daß auch im lebenden Organismus sich das im Blut kreisende Tetanusgift mit besonderer Vorliebe an die Zellen des Gehirns und Rückenmarkes binde, so daß wir in dieser Thatsache einen schönen Beweis für die Richtigkeit der Anschauung Ehrlichs zu erblicken hätten.

Ich fasse das Gesagte kurz zusammen: Die Bakterientoxine besitzen zwei spezifische Gruppen: eine haptophore (haftende) Gruppe und eine tophophore (giftwirkende) Gruppe; nur da, wo die haptophoren Gruppen des Toxins sich in passende haptophore Gruppen der Zelle verankern können, kann die tophophore Gruppe schädigend auf die Zelle einwirken; nur dann tritt die Intoxifikation, die Grundbedingung für die bakterielle Erkrankung, ein. Es wird nun zu zeigen sein, wie diese Bindung, die die letzten Krankheitsursachen liefert, zugleich auch die Bedingungen der Heilung darbietet.

Schon relativ früh hatte man bei dem Studium der ansteckenden Krankheiten die Ueberzeugung gewonnen, daß sehr häufig das einmalige Ueberstehen eines solchen Krankheitsanfalles längere oder kürzere Zeit den Betroffenen vor einer erneuten Erkrankung der selben Art schützt. Diese Erkenntnis ist besonders bei den Blattern eine sehr alte und hatte schon lange vor Jenner dazu geführt, gesunde Leute künstlich mit echtem Blatterngift zu infizieren, weil man beobachtet hatte, daß solche künstliche Injektionen leichter zu verlaufen pflegten als eine spontane Erkrankung. Diese „Variolisation“ hatte trotz ihrer relativen Gefährlichkeit in der praktischen Medizin einiges Bürgerrecht erworben, bis sie naturgemäß durch das absolut ungefährliche und gleich wirksame Verfahren Jenners völlig verdrängt wurde. Mit Jenners Methode war ein vollkommen neues Prinzip aufgedeckt worden; man hatte ein Beispiel in der Hand, daß ein abgeschwächter Infektionserreger, wie es bei den Kuhpocken der Fall ist, die selben Schutzwirkungen ausüben kann wie das Ueberstehen der vollen Krankheit, ohne irgend welche größeren Gefahren zu bieten. Als nun die Erreger der übrigen Krankheiten bekannt wurden, da griff man sehr bald auf diese Idee zurück und versuchte schon ziemlich frühzeitig, durch Einimpfung geringer Mengen von Infektionmaterial oder mit Hilfe abgeschwächter Bakterienkulturen einen präventiven Schutz gegen spätere Erkrankungen zu schaffen. Man konnte auch bald experimentell an Thieren feststellen, daß die Unempfindlichkeit, die dem Ueberstehen der Krankheit folgt, eine ziemlich allgemeine Erscheinung ist. Pasteur war es zuerst, der Hühner durch Einimpfung abgeschwächter Kulturen von Hühnercholera Bazillen allmählich dahin brachte, daß sie voll-virulente Bakterien vertrugen, ohne zu erkranken. Und damit war das Problem der „erworbenen Immunität“ aus dem Stadium der empirischen Beobachtung am Krankenbett in das Stadium des Experimentes getreten. Ähnliche Erfahrungen machten nämlich andere Forscher mit anderen Bakterien, deren Kulturen durch vorsichtiges Erwärmen, durch Austrocknung oder Einwirkung chemischer Agentien abgeschwächt, aber noch lebend waren. Man bemühte sich nun, die Ursache dieser Erscheinung aufzuklären.

Die erste Theorie, die annahm, daß nach dem Ueberstehen der Krankheit die Ernährungsbedingungen für die Mikroben unzureichend geworden seien, so daß eine erneute Infektion unmöglich sei, die sogenannte „Erschöpfungstheorie“, wurde bald allgemein aufgegeben; und heute bleiben nur noch zwei Theorien bestehen, die einander ergänzen. Metchnikoff nimmt an, daß durch das Eindringen pathogener Keime ein Reiz auf die weißen Blutkörperchen ausgeübt wird, der sie befähigt, sich gleichsam wie Polizisten auf den Eindringling zu stürzen und ihn zu fressen. Das ist die sogenannte Phagozyten-Theorie, die für gewisse Fälle in beschränkter Weise zu Recht besteht. Die andere Theorie nimmt

an, daß es sich um chemische Wirkungen handeln möge, um Schutzstoffe des Blutes, die unter dem Einfluß der Erkrankung auftreten, die durch chemische Einwirkungen die Eindringlinge und ihre Gifte vernichten.

So lange man mit lebenden, vermehrungsfähigen Bakterien diese Versuche aufstellte, war eine Entscheidung in diesen wichtigen Fragen kaum zu treffen, da die Verhältnisse zu kompliziert lagen. Sehr wesentlich vereinfachten sich die Versuchsbedingungen dadurch, daß man nach dem Vorgange von Roux und Metchnikoff lernte, bei diesen Schutzimpfungen von der Anwendung lebender Keime ganz abzusehen und die Immunisirungen entweder mit den löslichen, von den Leibern getrennten Toxinen oder aber mit toten Bakterienleibern vorzunehmen. Es ergab sich dabei als fundamentale Thatsache, daß die Immunisirung von der Anwendung lebender Kulturen völlig unabhängig ist, daß es also nicht die lebenden Keime sind, die den schutzbringenden Reiz auf den Organismus ausüben, sondern, daß, eben so wie zur Erzeugung der Krankheit, auch zur Auflösung des Heilungsprozesses, Das heißt: zur Bildung vorbeugender Schutzkräfte die Gifte der Bakterien — seien es die gelösten oder die in den toten Leibern verborgenen Gifte —, nöthig sind.

Wir wissen heute, daß die erworbene Immunität eine Erscheinung ist, die auf grundverschiedenen Ursachen beruht, so weit nämlich die Widerstandsfähigkeit des Organismus gegen gelöste Gifte und auf der anderen Seite die Widerstandsfähigkeit gegen die lebenden oder toten Bakterienleiber in Frage kommen. Wir sehen also, daß auch hier die Frage der Abwehrmaßregeln des Organismus gegen die Bakterien Erkrankungen sich in der selben Weise gliedert wie die Frage nach der Erkrankung selbst, denn es liegt auf der Hand, daß die Abwehr der löslichen Gifte bei den Krankheiten in Frage kommt, wo eben nur diese Gifte wirksam sind, also bei Diphtherie und Tetanus; während die Immunität gegen die Bakterienleiber dort in die Erscheinung tritt, wo sich die Bakterien selbst in den Körperflüssigkeiten vorfinden. Wir müssen also nach dem heutigen Stande der Wissenschaft streng unterscheiden zwischen einer Giftfestigkeit, einer antitoxischen Immunität und einer antibakteriellen (oder bakteriellen) Immunität. Eine antitoxische Immunität kann zu Stande kommen aus dreierlei Ursachen. Erstens: das Gift übt überhaupt keine Wirkung aus, weil es keine haptophoren Gruppen findet. Das ist der Fall bei der sogenannten natürlichen Giftfestigkeit gegen Bakteriengifte. Zweitens kann eine Giftfestigkeit erworben werden, wenn sich im Organismus chemische Stoffe bilden, die das Gift unschädlich machen. Solche Stoffe bezeichnet man als Antitoxine. Die Wirksamkeit derartiger Antitoxine kann nun wiederum zweifach gedacht werden: entweder sie zerstören das Gift oder sie machen es nur durch eine Bindung unschädlich. Zwischen diesen beiden Fragen war es schwer, eine Entscheidung zu treffen. Als dritte Möglichkeit käme noch in Betracht: das Bakteriengift wirkt vielleicht so auf den Körper ein, daß es die Zelle selbst für eine spätere Vergiftung unempfindlich macht, also eine Immunität erzeugt, die mit der natürlichen Immunität parallel geht. So lange man nur am lebenden Körper experimentirte, waren diese Fragen nicht zu entscheiden, doch gelang es Ehrlich, durch einen höchst schlagenden Versuch nachzuweisen, daß sich bei der erworbenen Immunität wirkliche Antitoxine bilden, die direkt auf das Gift wirken und deren Wirksamkeit auch außerhalb des Er

ganismus demonstrieren kann. In der Rizinuspflanze findet man ein ungemein heftiges Gift, das Rizin, das besonders für Mäuse gefährlich ist. Dieses Gift hat eine sehr leicht zu erkennende Wirksamkeit auf das Blut. Selbst geringe Mengen bewirken im Reagenzglas eine Verklumpung der rothen Blutkörperchen und Austreten des Blutfarbstoffes, so daß man dieses Gift durch einen einfachen Reagenzglas-Versuch schon in sehr geringer Menge nachweisen kann. Ehrlich gelang es nun, durch sehr vorsichtige Behandlung weiße Mäuse so weit gegen Rizin zu immunisieren, daß sie die mehr als tausendfache Dosis ohne Schaden vertragen. Das Blut dieser Mäuse enthielt nun einen Stoff, der die merkwürdige Eigenschaft besaß, die Wirkung des Rizins auf das Blut auch im Reagenzglas völlig aufzuheben, und zwar in der Weise, daß eine gleiche Menge des selben Blutes stets die gleiche Menge Rizins unwirksam machte. Aus diesem Versuch geht Zweierlei hervor. Erstens: in dem Blutserum der gegen Rizin immunisierten Mäuse findet man ein spezifisches Gegengift gegen das Rizin, also ein Antirizin, das im Reagenzglas das Rizin unschädlich macht, es aber, wie aus dem ganz konstanten Bindungsverhältnis hervorgeht, nicht etwa einfach zerstört, sondern nur eine neutrale Verbindung mit ihm eingeht. Durch diesen Versuch wäre also die Entscheidung über das Wesen der antitoxischen Immunität getroffen, wenn es gestattet wäre, diese Befunde am Rizin auf die Bakterientoxine zu übertragen. Und Das scheint nach Dem, was wir jetzt erfahren haben, ohne Weiteres zulässig. Die Bakterientoxine verhalten sich völlig analog. In dem Serum der giftigsten gemachten Thiere finden wir stets ein spezifisch wirksames Gegengift, ein Antitoxin vor, das in zahlenmäßig bestimmbarer Weise das Gift, und zwar immer nur das eine Gift, das es erzeugt hat, bindet. Und daß es sich hier um eine einfache Bindung handelt, zeigen Versuche, die es ermöglichen, aus einem solchen neutralen Gemisch von Toxinen und Antitoxinen durch gewisse Manipulationen das Antitoxin zu entfernen, so daß die ursprüngliche Giftwirkung wieder hervortritt. Das wäre natürlich bei einer einfachen Vernichtung des Giftes durch das Gegengift ausgeschlossen. Ist also das thatsächliche Verhältnis von Antitoxin zum Toxin ein sehr einfaches, so entsteht nun die gewichtige Frage nach der Entstehung des Antitoxins und nach seiner Natur.

Wir haben gesehen, daß das Gift sich an eine Seitenkette der Zelle bindet und diese in Anspruch nimmt. Nun hat aber jede Seitenkette irgend eine normale Funktion. Wenn sie also ausgeschaltet wird, so entsteht ein physiologischer Defekt, der die Zelle in ihrer Leistungsfähigkeit stört. Die Zelle muß also bestrebt sein, dieses Manko dadurch zu decken, daß sie statt der ausgeschalteten, unbrauchbar gewordenen Seitenkette eine neue produziert; und nach einem allgemeinen biologischen Gesetz wird jedes Defizit dieser Art nicht nur ersetzt, sondern überkompensiert. Das bedeutet: statt der einen verloren gegangenen Seitenkette bildet die angegriffene Zelle mehrere neue; da diese überschüssig sind, so werden sie abgestoßen und kreisen frei in der Blutbahn. Jede dieser Seitenketten hat aber nach wie vor ihre passende haptophore Gruppe zum Toxin: wenn also nun neues Toxin in die Blutbahn gelangt, so wird es von den frei kreisenden Seitenketten aufgefangen und gebunden, bevor es an die Zelle heran kann. Diese frei kreisenden Seitenketten also sind es, die das Antitoxin darstellen, und die Erzeugung solcher überschüssigen Seitenketten ist es, die die erworbene Immuni-

tät gegen Bakteriengifte bedingt. Wenn wir also ein Thier zuerst mit einer sehr geringen Quantität Toxins vergiften, so gering, daß schwere Störungen nicht zu erwarten sind, dann wird es zunächst eine gewisse Menge von Seitenketten abstoßen und dadurch befähigt sein, der Zufuhr einer größeren Menge Toxins Stand zu halten. Wenn wir diesen Prozeß fortsetzen, dann ist das Blut des Thieres schließlich so reich an Seitenketten, daß es ganz gewaltige, sonst unbedingt tödliche Toximmengen anstandslos verträgt; wir sagen dann, das Thier sei gegen das Toxin und damit gegen die Krankheit hochimmunisiert. Wir haben in dem Serum eines solchen Thieres, das ganz außerordentlich reich an schützenden Seitenketten ist, ein ganz hervorragendes Mittel in der Hand, um im Reagensglas große Mengen Toxins so unschädlich zu machen, daß wir das Gemisch einem anderen Versuchsthier ohne jeden Schaden einspritzen können. Dieser Schutz verliert sich auch dann nicht, wenn wir das Serum des hochimmunen Thieres vorher einem anderen Versuchsthier injizieren und dann erst das Thier zu vergiften suchen. Die Immunität läßt sich also mit Hilfe des antitoxinreichen Serums auf andere Thiere und auch auf den Menschen übertragen. Wir sprechen dann von einer passiv erworbenen antitoxinischen Immunität. Darauf beruht auch die Schutzimpfung gegen Diphtherie. Durch Anwendung von Serum, das ganz außerordentlich reich an Antitoxin ist, sind wir sogar in der Lage, die schon ausgebrochene Krankheit unter Umständen zur Heilung zu bringen, wie es ja in der Heilserum-Therapie bei der Diphtherie mit so gutem Erfolge geschieht. Freilich sind die Quantitäten Antitoxins, die nöthig sind, um den schon erkrankten Organismus zu heilen, ganz unverhältnißmäßig viel größer als die zum Giftschutz nöthigen, weil es sich hier darum handelt, die bereits bestehende Bindung zwischen Gift und Zelle zu lösen, um den Körper zu retten, während es sich dort um die Abwendung noch freier Toximmengen handelt. So ist denn nach dem Gesagten das Problem der antitoxinischen Immunität heute im Wesentlichen gelöst.

Viel komplizirter und undurchsichtiger sind die Verhältnisse, die uns beim Studium der bakteriziden Immunität entgegentreten. Schon der normale Organismus hat eine ziemlich bedeutende Fähigkeit, selbst pathogene Keime abzutöten, so daß es schon einer Invasion von besonders zahlreichen oder besonders lebenskräftigen Keimen bedarf, um ihn zu infizieren. Das Blutserum enthält Stoffe, die auch im Reagensglas die Bakterien bis zu einem gewissen Grade abtöten, sogenannte bakterizide Stoffe oder Alexine (Schutzstoffe). Man neigte nun zu der Ansicht, die Immunisierung gegen Bakterienleiber laufe darauf hinaus, daß der Organismus einen größeren Vorrath von solchen Schutzstoffen bilden möge. Man glaubte, im Gegensatz zu den streng spezifischen Antitoxinen, an nichtspezifische Schutzstoffe, die auf die verschiedenen Bakterienleiber gleichartig wirken.

Ein sehr merkwürdiges Phänomen, das den Schlüssel für diese Erscheinung
 "ιεπερί" ποιότη, ταύτ' Ψεπτε." Wenn man ein Weertjwewenchen durch steigende Dosen von abgetödeten Cholerakeimen gegen Cholera immunisiert, so daß es nun selbst große Mengen vollgiftiger, lebender Keime verträgt, dann zeigt das Blutserum dieses Thieres nur eine äußerst geringe abtötende Wirkung auf lebende Cholera-Vibrionen, nicht viel größer als die des normalen Blutserums. Ja, sogar nach einiger Zeit wuchsen die Cholerakeime auf diesem Cholera-Immunserum sehr üppig. Wenn man aber diesem selben Thiere Cholerakeime in die

Bauchhöhle spritzte, so gingen sie dort in äußerst kurzer Zeit zu Grunde, während sie ein nicht immunes Thier sehr schnell töteten und sich in ihm vermehrten. Pfeiffer erweiterte seinen Versuch in folgender Weise: Wenn er zu dem, wie eben gesagt, für die Vibriionen so gut wie unschädlichen Zimmserum etwas von dem Bauchhöhlensekret des immunen Thieres möglichst frisch hinzufügte, so gingen die Vibriionen eben so schnell zu Grunde wie in der Bauchhöhle selbst. Später konnte man zeigen, daß zu diesem Versuch nicht das Bauchhöhlensekret eines immunen Thieres nöthig ist, sondern daß das Selbe erreicht wird, wenn man das ganz frische Serum eines normalen Meerschweinchens oder selbst eines anderen Thieres zu dem an sich unwirksamen Cholera-Zimmserum hinzufügt. Dieser „pfeiffersche Versuch“ war schwer zu erklären und wieder war es Ubelich, der mit Hilfe einer genialen Erweiterung seiner Seitenkettentheorie uns den Schlüssel zu diesem Phänomen und damit zu der Erklärung der bakteriiden Immunität überhaupt in die Hand gab. Er nimmt folgendes an: Das Bakterium enthält, wie jede andere Zelle, Seitenketten. Wenn es nun in den Organismus gelangt, so löst es hier einen Reiz aus, der ganz wie bei den Toxinen zur Bildung einer passenden, an das Bakterium angehefteten Seitenkette führt. Es bildet sich also ein spezifischer Antikörper gegen das Bakterium, der es genau so bindet wie das Antitoxin das Toxin. Nur ist es damit nicht geschehen; beim Toxin genügt eine einfache Bindung, um es unschädlich zu machen; das Bakterium aber ist ein Fremdkörper, der nicht bloß gebunden, sondern vernichtet werden muß. Es muß also außer der bindenden Seitenkette noch ein dritter Stoff eintreten, der, wie ein Ferment wirkend, das Bakterium wirklich zerstört. Solche eiweißzerstörenden Fermente sind im Blutserum vorhanden. Es ist also nur nöthig, daß der spezifische Gegenkörper noch eine haptophore Gruppe besitzt, die zu der haptophoren Gruppe des Ferments paßt, so daß er dadurch in die Lage versetzt wird, das Ferment an sich zu ziehen und dessen eigentlich fermentativ wirkende Gruppe auf das Bakterium zu konzentriren, das dadurch vernichtet wird. Wir haben demnach also einen spezifischen Zwischenkörper, der sich mit einer haptophoren Gruppe an das Bakterium, mit einer anderen an das Ferment des Blutes bindet, und wir ersehen daraus ohne Weiteres, daß der Zwischenkörper, weil er eine auf das Bakterium eingestellte haptophore Gruppe besitzen muß, streng spezifischer Natur sein muß, während das Ferment nicht spezifisch zu sein braucht. Und damit ist denn auch erklärt, daß ein Choleraimmunserum nach der „Aktivierung“ mit frischem Serum nur Cholera-vibriionen auflöst, andere Bakterien, wie zum Beispiel Typhusbazillen, gar nicht angreift; und umgekehrt. Die Sache liegt demnach so, daß die natürlicher Weise im Blute vorhandenen nichtspezifischen Schutzstoffe durch Vermittelung eines streng spezifischen Zwischenkörpers auf das Bakterium hin konzentriert werden.

Wir haben in dem Cholera-Immunsrum also den spezifischen Zwischenkörper, der an sich wohl das Bakterium, und zwar nur den Cholera-Vibrio, binden kann, der aber in dem Serum zu wenig Ferment vorfindet, um das Bakterium wirklich zu vernichten. Setzt man aber mit frischem Serum eines normalen Thieres neue Mengen des nichtspezifischen Fermentes zu, so kann der Immunkörper Ferment binden und das Bakterium wird vernichtet. Dieses Ferment ist außerordentlich empfindlich. Durch geringes Erwärmen oder Stehen-

lassen des Serums wird es schnell vernichtet und so erklärt es sich, daß in dem Immunserum an sich nicht genügend Ferment vorhanden ist und daß beim Zusatz neuer Mengen von frischem Serum die Auflösung des Bakteriums eintreten kann. Erwärmt man aber das Serum, so ist die Wirkung sofort wieder verschwunden, um beim Zusatz neuen frischen Serums sofort wiederzukehren. Daraus ergibt sich, daß der Immunkörper gegen geringes Erwärmen unempfindlich ist.

Eine glänzende Bestätigung dieser Schlüsse liefern analoge Beobachtungen, die Bordet und Ehrlich bei der Immunisierung gegen Blutkörperchen gemacht haben. Injiziert man einer Ziege die Blutkörperchen des Hammels, so gewinnt das Ziegen Serum die eigentümliche Fähigkeit, auch außerhalb des Organismus Hammelblutkörperchen aufzulösen. Schwaches Erwärmen des Serums auf 55 Grad vernichtet diese Fähigkeit sofort, der Zusatz von irgend welchem frischem Serum stellt sie wieder her. Wir haben hier also genau die selben Erscheinungen wie bei der bakteriziden Immunität. Nur liegen hier die Verhältnisse insofern günstiger, als Ehrlich zeigen konnte, daß hier tatsächlich ein hitzebeständiger Zwischenkörper vorliegt, der sich fest an die Hammelblutkörperchen verankert und der selbst wiederum das eigentlich lösende Prinzip, das gegen Erwärmen empfindliche „Komplement“ Ehrlichs bindet. Dies zeigt der folgende klassische Versuch. Das auf 55 Grad erwärmte Immunserum der Ziege löst Hammelblutkörperchen nicht. Centrifugiert man aber jetzt die Hammelblutkörperchen ab, wäscht sie und schwemmt sie wieder auf, so braucht man nur etwas frisches, normales Serum hinzuzufügen, um die Lösung zu beobachten. Die Blutkörperchen sind also mit dem Zwischenkörper fest verbunden. Da sich nun aber auch zeigen läßt, daß die Blutkörperchen selbst von dem Komplement nichts aufnehmen, so ist damit klar bewiesen, daß das Komplement sich nur durch Vermittelung des Zwischenkörpers an die Blutkörperchen binden kann, daß es also der spezifische Zwischenkörper ist, der das Komplement auf die Blutkörperchen des fremden Thieres konzentriert. Denn jener Immunkörper ist gerade so spezifisch, wie es die Immunkörper gegen Bakterien sind.

So haben wir in diesem Phänomen ein völliges Analogon zu der bakteriziden Immunität und durch die Ergänzung beider Versuchsreihen sind wir in der Lage, uns auch von dieser so wichtigen Frage ein klares Bild zu machen. Wir wissen jetzt, wie die Immunität gegen Bakterienleiber zu Stande kommt. Diese Form der Immunität richtet sich ganz ausschließlich auf die Bakterienleiber; dagegen sind Thiere, die gegen Cholera-Vibrionen noch so hoch immunisiert sind, in keiner Weise gegen die aus Cholera-kulturen darstellbaren Gifte geschützt. Und weil diese Gifte wahrscheinlich keine Toxine sind, die antitoxische Immunität erzeugen können, so ist auch das Problem der praktischen Schutzimpfung und Heilserum-Therapie bei Cholera und Typhus bisher nicht über die ersten Anfangsgründe hinausgegangen, weil wir zwar gegen die Bakterienleiber schützen können, nicht aber gegen die von ihnen erzeugten Gifte.

Einige Worte muß ich hier noch der natürlichen Immunität gegen Bakterien widmen. Wie die natürliche Giftfestigkeit dadurch zu Stande kommt, daß eben das Toxin überhaupt keine passende haptophore Gruppe, also keinen Angriffspunkt für seine Wirkung findet, habe ich schon mehrfach erwähnt; damit ist aber noch nicht erklärt, warum Bakterien selbst in dem Körper natürlich immun

Thiere so schnell vernichtet werden. Hier sind es eben jene Fermente, die wirksam sind. Sehr instruktiv sind Versuche, die in jüngster Zeit Wassermann über diese Komplemente angestellt hat. Auch diese scheinbar einfachen Stoffe sind nämlich noch mit haptophoren, zu den Zellen passenden Gruppen versehen: sie ähneln den Loginen insofern, als man ein Thier gegen sie immunisiren kann, so daß nun das Serum dieses Thieres Antikomplemente enthält, die die Komplemente binden und unwirksam machen. Wassermann zeigte nun, daß Meerschweinchen, die gegen Typhusbazillen bis zu einem gewissen Grade resistent sind, dagegen sehr empfindlich gemacht werden können, wenn man ihnen solches antikomplementhaltige Serum eines anderen Meerschweinchens zuführte. Durch das Antikomplement wurden die natürlichen Schutzstoffe, die Komplemente des Thieres, unwirksam; die Bakterien konnten also nicht vernichtet werden und so vermehrten sie sich in dem Körper: das Thier starb. So führet uns Ehrlichs geniale Theorie immer weiter und weiter in die Geheimnisse der Infektionkrankheiten hinein.

Dr. Carl Oppenheimer.



Goethes Symbolik.

Goethe war sein Leben lang ein Symbolist. Das sprach sich auf mancherlei Weise aus: seine „geheimräthliche“ Neigung zu Förmlichkeiten und Ceremonien hängt damit zusammen, seine Sympathie für den Freimaurerorden, namentlich aber auch seine Stellung zu den Religionen. Wir kennen die merkwürdige Erklärung: „Als Dichter und Künstler bin ich Polytheist, Pantheist hingegen als Naturforscher und Eins so entschieden wie das Andere.“ Dieser Polytheismus ist mehr als Spielerei, denn Goethe hielt es auch für eine Annäherung an die Gottheit, wenn wir einzelne ihrer Ausstrahlungen in symbolischen Gestalten verkörpern und diese von uns geschaffenen Götter und Göttinnen feierlich verehren. Er hätte eben so gut auch sagen können: Mit dem Verstande bin ich freisinnigster Protestant, mit dem Herzen bin ich katholisch. Und wiederum sind es die Symbole, die er am Katholizismus liebt. Vor Allem hing er da an der Madonna, an der „Mutter mit dem Kinde“, jenem schönsten Bilde der die ganze Welt durchbringenden göttlichen Liebe zum Hilfbedürftigen und Zukünftigen. So sehen wir denn bei ihm diese selbe Madonna in ihrer Erhöhung zur Himmelskönigin, zur milden Fürsprecherin für die Sünder, die sonst vor der Gerechtigkeit Gottes zu Schanden würden. Wie Goethe sie geliebt hat, verkündet deutlich der Schluß seiner größten Dichtung, wo diese Mater gloriosa der katholischen Sage in lichten Höhen als sichtbares Bild des Ewig-Weiblichen, der göttlichen Gnade erscheint. Alles, was sich gegen die katholische Kirche sagen

läßt, hat Goethe gewußt und ausgesprochen, aber die symbolische Schönheit ihres Kultus empfand er trotzdem als einen außerordentlichen ästhetischen Werth. Wie man im siebenten Buche von „Wahrheit und Dichtung“ nachlesen kann, beneidete er schon als halbwüchsiger Jüngling die Katholiken um ihre reiche Ausbildung der Sakramente, weil er alle glücklichen Symbole liebt. Er zeigt auch damit, daß er seinem innersten Wesen nach vor Allem ein Dichter war. Als der berühmte Phrenologe Gall in Halle seinen Kopf untersucht hatte, erklärte er, Goethe könne nicht den Mund aufthun, ohne einen Tropus auszusprechen. Wir können hinzufügen: Goethe konnte nicht denken, ohne überall hinter den „zufälligen“ Erscheinungen höhere Ideen, ohne rings um sich herum Symbole zu erblicken.

Als er 1797 seine Vaterstadt wieder besuchte, bemühte er sich, die kühle Objektivität, zu der er sich immer mehr noch zu erziehen suchte, gerade hier zu bewahren. Aber es fiel ihm auf, daß gewisse Gegenstände, obwohl sie für die Welt und auch für ihn gleichgiltig zu sein schienen, auf ihn einen ganz besonderen, gleichsam sentimentalen Eindruck machten. Bei näherer Betrachtung bemerkte er, daß sie einen symbolischen Charakter hatten: „Es sind eminente Fälle, die als Repräsentanten von vielen anderen dastehen, eine gewisse Totalität in sich schließen, eine gewisse Reihe fordern, Aehnliches und Fremdes in meinem Geiste aufregen und so von außen wie von innen an eine gewisse Einheit und Allheit Anspruch machen.“ So schrieb er an Schiller. Der aber meinte, es liege wohl weniger an den Gegenständen, daß sie auf Goethe so merkwürdig einwirkten, als an Goethe, ihrem Betrachter. „Zulezt kommt es auf das Gemüth an, ob ihm ein Gegenstand Etwas bedeuten soll, und so deucht mir das Leere und Gehaltreiche mehr im Subjekt als im Objekt zu liegen. Es ist ein Bedürfniß poetischer Naturen, wenn man nicht überhaupt: menschlicher Gemüther sagen will, so wenig Leeres als möglich um sich zu leiden, so viel Welt, als nur immer angeht, sich durch die Empfindung anzueignen, die Tiefe aller Erscheinungen zu suchen und überall ein Ganzes der Menschheit zu fordern. Ist der Gegenstand als Individuum leer und mithin in poetischer Hinsicht gehaltlos, so wird sich das Ideenvermögen daran versuchen und ihn von seiner symbolischen Seite fassen und so eine Sprache für die Menschheit daraus machen.“

Wir sehen hier wieder, daß Schiller mehr gewöhnt war, in sich hinein zu blicken; der objektivere Freund blieb dabei, die Objekte in bedeutende und leere einzutheilen. Und an dieser Stelle müssen wir daran denken, daß unsere Klassiker in manche Wörter, die seitdem abgegriffen und undeutlich geworden sind, einen anderen Sinn legten als wir. Ein „bedeutender“ Gegenstand war für sie ein solcher, der nicht bloß sich selbst darbietet, der vielmehr auf Weiteres, Höheres hindeutet. Wir nennen eine Kuh, an deren Zügel das Rälldchen saugt, vielleicht ein „idyllisches Bild“, für Goethe war es ein „bedeutendes“; und wenn Eckermann ihm von einem Vogel erzählte, der ein der Hilfe bedürftiges Junges einer anderen Art in sein Nest zu seinen Kleinen mit aufgenommen hatte, so schien ihm Das wieder etwas „Bedeutendes“, so klein die Thierchen dieser Idylle auch waren. Dagegen würde er von „bedeutend“ herabgelassenen Preisen bei einem Ausverkauf oder von einem „bedeutenden“ Parlamentarier vermutlich nicht gesprochen haben. Wenn Goethe also von Kunstwerken „Würde der Bedeutung“ verlangte, so verlangte er symbolischen Charakter.

Diese Bedeutung, diesen symbolischen Charakter forderte er in der That von jedem Stoff eines Kunstwerkes. Eine junge Frau, die ihr Kind im Arm hält, ist von den Malern zehntausendmal gemalt worden: mit Recht. Denn hier haben wir „die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.“ Ein anderer religiöser Stoff von Bedeutung, wenn auch nicht von unmittelbarer, ist Petrus, der über den Wellen gehen kann, so lange er glaubt, aber sofort einsinkt, wenn er zu zweifeln beginnt. Dagegen wäre das berühmte Thema „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht!“ im goethischen Sinne unbedeutend, denn es enthält keine ewige Idee, es ist nur ein zufälliges Ereigniß, veranlaßt durch das Ungeschick der Jünger. Auch ist der Maler oder Bildhauer übel daran, der alle zwölf Apostel neben Christus darstellen muß, denn von den Zwölfen sind uns nur ein paar als typische Figuren vertraut. Viel weiser wäre es darum — immer nach Goethe —, man gewöhnte sich, neben Christus von den Aposteln etwa nur Johannes, Paulus, Petrus und Jakobus zu stellen und, wenn es zwölf Figuren sein sollen, solche bedeutende Gestalten wie Adam, Noah, Moses, David, Jesaias, Daniel hinzuzufügen. Denn in aller bildenden Kunst sollten die vereinzelt Erscheinungen allgemeine Bedeutung und Dauer durch den symbolischen Werth haben. Gegen Schiller sprach Goethe einmal über einen jungen Maler aus Schwaben, dem er aufgegeben hatte, den Admet zu zeigen, wie er Herkules bewirthet, obwohl eine Leiche im Hause ist. Der junge Mann zeichnete die verlangten Figuren ganz trefflich, aber Goethe war nicht zufrieden. „Wenn er das prosaisch Reelle durch das poetisch Symbolische erheben lernt, so kann es was Erfreuliches werden.“

Goethe war also für den Symbolismus in der bildenden Kunst; damit ist aber gar nicht gesagt, daß er gebilligt hätte, was man heute so nennt. Das wäre ihm wahrscheinlich oft als toter allegorischer Kram erschienen, dem er kein besonderer Freund war, wenn er gelegentlich auch einmal die Allegorie verwandte. Er nannte ja eben nur Das „die wahre Symbolik, wo das Besondere das Allgemeine repräsentirt, nicht als Traum und Schatten, sondern als lebendig augenblickliche Offenbarung des Unerforschlichen.“

Auch auf die redenden Künste erstreckt sich seine Forderung der symbolischen Werthe. Man sehe sich einmal zwei der schlichtesten Pieder Goethes an: „Sah ein Knab ein Rößlein stehn“ und „Ich ging im Walde so für mich hin“. Für die Kinder sind es kleine Geschichten, für die Erwachsenen sind es Symbole. Erst recht muß nun der Dramatiker mehr bieten als zufällige Bilder. Schiller sagt im Gedanken an seinen „Wallenstein“ geradezu, alle poetischen Personen seien symbolische Wesen, die das Allgemeine der Menschheit darzustellen und auszusprechen hätten, und er scheint sich bei diesem Satz mit Goethe einig zu fühlen. Eckermann fragte eines Tages, wie ein Stück beschaffen sein müsse, um theatralisch zu sein. „Es muß symbolisch sein“, antwortete Goethe, „Das heißt: jede Handlung muß an sich bedeutend sein und auf eine noch wichtigere hinzudeuten“. Es muß nicht nur der erste Akt des Dramas auf die Zukunft hinweisen und für die folgende Entwicklung unsere Theilnahme erwecken, sondern die ganze Handlung kann uns nur dann im Innersten berühren, wenn sie nicht nur zufällige Erlebnisse längst abgelebener Menschen oder erdichteter Figuren uns

vorführt, sondern allgemeine menschliche Erfahrungen und ewige Wahrheiten anzeigt, die auch uns betreffen. Deshalb hatte denn das Drama, in dem von dem sagenhaften Doktor Faust Allerlei gefabelt wurde, so großen Erfolg? Der Dichter selbst sagt es: weil dieses Werk „für immer die Entwicklungsperiode eines Menschengesistes festhält, der von Allem, was die Menschheit peinigt, auch gequält, von Allem, was sie beunruhigt, auch ergriffen, in Dem, was sie verabscheute, gleichfalls befangen, und durch Das, was sie wünscht, auch beseligt worden.“ Auch Lessings Minna von Barnhelm hatte sofort nach dem Erscheinen „eine nie zu berechnende Wirkung“ gehabt. Goethe erklärt uns die symbolische Bedeutung, die die Zeitgenossen stärker empfanden als wir Bürger des neuen Reiches. „Die gehässige Spannung, in welcher Preußen und Sachsen sich während dieses (siebenjährigen) Krieges gegen einander befanden, konnte durch dessen Beendigung nicht aufgehoben werden. Der Sachse fühlte nun erst recht schmerzlich die Wunden, die ihm der überstolz gewordene Preuße geschlagen hatte. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden. Dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken. Die Anmuth und Liebendwürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen und sowohl an den Hauptpersonen als den Subalternen wird eine glückliche Vereinigung bizarrer und widerstrebender Elemente kunstgemäß dargestellt.“

Auch wenn Goethe von dem großen Aufsehen, das der „Werther“ überall hervorrief, sprach, so fügte er hinzu: „Das allgemein Menschliche drang durch.“ Und als er die „Wahlverwandtschaften“ schrieb, äußerte er, seine Idee sei: „soziale Verhältnisse und ihre Konflikte symbolisch gefaßt darzustellen.“ „Sozial“ ist wieder ein Wort, bei dem sich Goethe etwas Anderes dachte als wir; er meinte: menschlich gesellige Verhältnisse, namentlich die Ehe. Ja, seine eigene Lebensgeschichte glaubte Goethe nur mit dieser künstlerischen Erhöhung erzählen zu dürfen. „Ich dachte“, sagte er zu Eckermann, „es stecken darin einige Symbole des Menschenlebens. Ich nannte das Buch ‚Wahrheit und Dichtung‘, weil es sich durch höhere Tendenzen aus der Region einer niederen Realität erhebt. Jean Paul hat nun aus Geist des Widerspruches ‚Wahrheit‘ aus seinem Leben geschrieben. Als ob die Wahrheit aus dem Leben eines solchen Mannes etwas Anderes sein könne, als daß der Autor ein Philister gewesen! Ein Faktum unseres Lebens gilt nicht, insofern es wahr ist, sondern, insofern es Etwas zu bedeuten hatte.“

Wohl schließt unser Dichter sein großes Werk mit dem mystischen Chor: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniß“, aber dieser Satz enthält nur eine ethisch-religiöse Ahnung und Aufforderung. Der arme Menschengesist reicht nicht so weit, daß er, wie jene der Gottheit zunächst Wohnenden, in allem Vergänglichen ein Abbild des ewigen Wesens erkennen könnte. Darum greift der Künstler auch nicht irgend Etwas aus allem Vergänglichem heraus, sondern nur Das, was wir als Gleichniß des Uewergänglichen fassen können.

Weimar.

Dr. Wilhelm Bode.



Selbstanzeige.

Schlafwandlernächte. Von August Strindberg. Deutsch von Erich Holm.
Literarische Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1902.

Damit das Werk für sich selbst spreche, wird hier, mit Genehmigung der Verlagsfirma, schon vor der Buchausgabe ein Fragment veröffentlicht:

Sonnige Bilder aus früheren Tagen
Ziehen am müden Auge vorbei.
Eben das Frühstück abgetragen
In der Künstleranfiedelei.
Schwede wie Hauke, Fin' und Kogresse
Suchten Ruhe im Beau-Séjour,
Flohen Paris, Modelle, Erzesse,
Lieshen sich nieder in Gröz bei Remours.

Gruppen zerstreut im Garten wandern,
Lockt doch die Sonne mittagswarm.
Schwede mit Normann, Einer beim Andern,
Franzmann und Deutscher Arm in Arm.
Sonnenschein auf den weißen Mauern,
Blau Trauben in dunklem Laub,
Goldgelbe Birnen im Blätterwerk lauern,
Fallen dem nächsten Diner zum Raub.

Rotze Tomaten, leuchtend wie Bluth,
Artischofen in Reihen dicht,
Milchweißer Lattich, ärmlich an Blut,
Blumenkohl, dem es an Nachwuchs gebricht,
Wunder der Zucht ringsum auf dem Land,
Fette, geschlechtlose Georginen,
Leppige Rosen wie Feuerbrand:
Prächtige Zier, doch kein Same in ihnen.

Weiter man sich nach dem Essen gefellt,
Von der Natur — die ganz Kunst hier — begeistert.
Künstler sie sind; und man liebt, was man meistert.
Auch war der Käfig von je ihre Welt.
Auf den wohlgepflegten Matten
Lagert schwabend manche Gruppe,
Scherzen, schäkern junge Gatten,
Tollt der losen Kinder Truppe.
Jetzt der Wein in der Runde kreist,
Zur Gitarre die Fäden tönt.
Seinen Grimm auch der Trübste verbeißt,
Scheint mit dem Schicksale ausgeföhnt.

Auf der Wiese beginnt der Reigen,
 Froh und Handschuhe mißt man froh,
 Sommerkleider . . . Ein Schwingen und Reigen:
 Fête champêtre, — Idyll von Watteau.

Zwischen des Flusses Schilfgestaden
 Gleitet sacht ein kleiner Kahn.
 Wildenten, die in den Fluthen baden,
 Lachen schon bei seinem Nahn.
 Schwappende Elstern spotten im Chor
 Ueber Laute, fremd ihrem Ohr.
 Horch: aus dem Rachen klagt ein Vieh,
 Wie der Sommer so bald entflieht,
 Wie die Stürme im rauhen Norden
 Rasch die Blumen der Freude morden.

Dort befeuert kein Saft der Reben,
 Korn nur gießt ein betäubend Getränk,
 Reizt das Gemüth, macht die Hände beben,
 Sollen sie Bande zu sprengen streben,
 Aus dem Rachen entsteht Gezänk.
 Dennoch: wie grüßen im fremden Lande
 Traut die Klänge vom Märkerstrande!
 Scharfe Stimmen wie Messer schmerzen,
 Reißen blutige Wunden dem Herzen.
 Wilder die Gefühle werden,
 Heller wird des Großs Nuance,
 Und das schönste Land auf Erden
 Ist nicht länger la belle France.

Länger schon sich strecken die Schatten,
 Tiefer senkt sich der Sonne Gang,
 Thau beneht die Blumen und Matten,
 Laß wird der Tanz und heiser der Sang.
 Da erschallen der Lischglocke Klänge.
 Gastig wird die Toilette erucit,
 Dann über Treppen geht es und Gänge
 Und ihre Freuden die Tafel beut.

So vergehen des Tages Zeiten,
 Heiteres Plaudern, nichts, das schrill,
 Eitel Sonnenschein, kein Streiten,
 Draußen Krieg und hier Idyll.

Doch die Stimmen allmählich schweigen,
 Aus sind die Lampen, Ruh ist nah.
 Es beginnt die Nacht ihren Reigen
 Und die Geisterstunde ist da!

. . . So bin ich denn wieder im Heimathorte
 Und stehe vor eines Tempels Pforte,
 Wohl keines, wo Ihn man verehrt, des Werde,
 Des Schöpferwort schuf Himmel und Erde.
 Rein, hier verehren sie nur den Affen,
 Der selbst aus Erdenlehm ward geschaffen.
 Man ehrt hier allein den schönen Schein,
 Nimmt Kopien für Originale,
 Entfernt das Fleisch und behält das Bein,
 Wirft fort den Kern und verzehet die Schale.
 Ob Wahrheit in der Sage läge,
 Daß unserer Hoffart böser Hang
 Uns weisen ließ vom rechten Wege,
 Den Herrn zum Strafgerichte zwang?
 Was will doch der Künstler mit seinem Versuch,
 Die Schöpfung zu äffen in Farbe und Thon?
 Wohl gar sie verbessern, dem Meister zum Hohn,
 Und über sie werfen sein Malertuch?
 Er wähnt, es besser zu machen, der Thor,
 Als je die Natur es noch vollführte,
 Und das Volk es gläubig nachplärrt im Chor.
 Doch nie ein Künstler die Herzen rührte,
 Bei dem man ihren Odem nicht spürte.
 Muß da nicht die Einsicht zu dämmern beginnen,
 Daß nichts für uns mit der Kunst zu gewinnen?
 O wunderbarer Nachahmungstrieb,
 Woher er nur eigentlich uns verblieb?
 Bist Du vielleicht ein Erbe vom Affen?
 Du seltsame Lust, stets nachzuschaffen,
 Du Feuer, von dem entglommen der Geist,
 Nicht warst Du im Paradies, nicht gleich
 Bei der Schöpfung vorhanden in Gottes Reich,
 Wie schon der einfache Umstand beweist,
 Daß jenem Volk, das der Herr erlesen,
 Du nicht des Geistes Dolmetsch gewesen.
 Bilder zu machen, sie hielten für Sünde.
 (Daß nun auch sie Dich höher schätzen,
 Bezuhet wohl auf Entwicklungsgelesen).
 Noch besser sind, dünkt mich, der Antwort Gründe,
 Es wäre die Kunst nur ein Präparat,
 Ein Auskunftsmittel, ein Surrogat
 Für die vom Menschen entstellte Natur,
 Gewissensqual, die um Alles nur
 Das herstellen möchte, schlecht und recht,
 Was wir uns zu verstimmen erfrecht.
 Statt des gebrochnen von Fleisch und Bein
 Setzt einen hölzernen Arm man ein.

Nun, wie es immer damit bestellt:
Nicht Antwort man auf die Frage erhält:
Drum will ich hinein hier in den Tempel,
Vergessen die Regel und schaun das Exempel
Mit Augen, von denen die Schuppen gefallen,
Und frei von den irdischen Rücksichten allen.

Begrüßt mir, entthronte Götter, denn seid,
Die Odin einst wart und Valder, Thor!
Nichts weiter besagt Euer Marmorleib,
Als daß sich hier that der Bildner hervor.
Im Flar Ihr bei Schirm und Galloischen steht,
Die streng verbannt vom geheiligten Ort.
Ob auch ins Gedränge die Wahrheit geräth,
So kam doch die Ehre heil dabei fort.
Ihr seid so ganz harmlos unnational.
Mir wär', Euch zu schmäh'n, selber zur Qual,
Und heißt man nur nicht, daß an Euch man glaube,
Ich auch Eurer Unschuld die Ruhe nicht raube.

Doch Andres ich sehe, das besser lohnt.
Der olympische Trupp dort prachtvoll thront.
Begeistert Christus, Valder mit Spott,
Dein vermessen Gebläß erhebt wider Gott,
Du magst es. An Zeus aber rühre bloß, —
Und es bricht ein Höllenspektakel los.
Nicht etwa an Zeus, den himmlisch erhabnen,
Den Donnergott, der die Erde gelenkt
Und menschlicher Thorheit sein Lachen geschenkt.
O nein! An den marmornen, ausgegrabnen,
Nach der Stätte geheiß'n Otricoli . . .
Von Christo ich kam, von den schaurigen Lehren,
Daß abgetödtet das Fleisch werden sollt',
Gehalten der Leib Jesu'sagen in Ehren.
Das junge Blut aber siedet und wallt,
Es fordert sein Recht mit Naturgewalt.
Unleidlich ist mir die jenuische Asese
Wie Konfirmanden die Katesese.
Da traf ich den heitern olympischen Kreis.
Fort warf ich das Kreuz, nahm den Thyrsosstab —
Den morschen Stamm mit frucht-treibendem Reis —
Und mit Weinlaub bekränzt, ich mich begab
In die frohe Schönheitwelt hinaus.
Was Gold schien, stellte als Tand sich heraus,
Allein dieser Tand war verzeifelt ergeßlich,
Just nicht evangelisch, doch ganz gefeglich.

Und hatt' ich denn nicht Dein Präjudikat,
Du des höchsten Richterstuhls Potentat?

Beim Wiedersehn heute, — wie läßt Du mich kalt!
Scheint nicht mehr so schön mir, so hehr von Gestalt.
Und die Deinen, den lustigen schönen Schwarm,
Ich sah' ihn in tiefster Gruft ohne Harn.
So lastet das Alter auf Euch Allen.
Man dächte, Ihr mühtet sofort zerfallen.

Noch schlimmer: Ihr wurdet allmählich so häßlich
Und gelb sind Eure Leiber gräßlich.
Für Götterschaaren entzückt man Euch nahm, —
Und siehe: nur Schutt ist der ganze Kram!

Apollo, Du Schöner der ganzen Schaar,
Der Du trodest, bogenbewehrt, der Gefahr,
Dein rechtes Bein hat sich ja geneigt,
Dein Kopf etwas schief gestellt sich zeigt.
Ein deutscher Dozent that Solches kund
Und wahr wie gedruckt ist somit der Befund.
Und, Venus von Milo, zu lang ist Dein Hals,
Zu schleppend, Diana, Dein Lauf jedenfalls.
Der Distus-schleuderer Unmuth erregt:
Er zielt beständig, nie los er schlägt.
Der Dermaphrodit ist ein Mädchen doch nur
Und wenig bewegt ist Athenens Figur.
Bacchos, die Stier mit Haufen geschmückt,
Faltet wieder die Braue zu sehr,
Sicher zu tief hat ins Glas er geblickt,
Trägt an dem edlen Rausche zu schwer . . .
Paoloon endlich, ein Publikum voll Grauen,
Niobe, mehr wohl gemacht, zu erbauen,
Mit der Schönheit ist's aber vorbei.
Sprengt der Gedanke den Stein doch entzwei.
Alt die Flasche, zu neu der Wein,
Für den Stoff die Bühne zu klein.

Denn ohne die Nythe, die kund der Welt,
Wie schlimm wär' es da um die Silber bestellt:
Ein Riesenweib, jedoch unbekannt,
Deckt schüpfend ein Kind mit seiner Hand.
Ein härtiger Greis mit zwei jungen Söhnen,
Umstrickt von Schlangen, Gebete stöhnen.
Nur Dies hat der Stein zum Ausdruck gebracht.
Sieh, Kunst, die Grenze Deiner Macht!

Doch hab' ich ehedem anders gedacht.
Und zieh' ich die Sache heut in Betracht,

So irr' ich wohl nicht, wenn ich behaupte,
 Es kam daher, daß der Junge noch glaubte.
 Denn wahrlich, wie es die Bibel lehrte,
 Der Glaube Berge selbst verjagt.
 Wir glaubten ja, wenn uns Niemand bekehrte,
 War an des Kaisers Kleider zuletzt.

Doch nicht kam ich her, um Euch zu verdammen,
 Nein, Lebwohl Euch, ein letztes, zu sagen!
 An neue Aufgaben will ich mich wagen
 Und räume darum in der Seele zusammen.
 Ganz unten tief, da leg' ich Euch nieder
 Zu manchem andern Jugendhort,
 Vielleicht, daß in trüber Stunde ich wieder
 Hervor Euch hole, — wofern Ihr noch dort!

So denn Lebwohl, Zeus, Here, Euch Allen,
 Die einst verurtheilt, für Christum zu fallen,
 Selbst wieder ausgrab Christenhand,
 Verkärten hiebei sich auch nicht Eure Leiber.
 Lebt wohl, die Ihr, Göttinnen, Götter genannt,
 Nichts Anderes seid als Männer und Weiber.
 Ja, Dies man nicht einmal sagen kann.
 Mein Herz verschließt sich Euch fortan.

Doch still! Wen seh ich im Hintergrund,
 Am Boden gelagert, mit grinsendem Mund,
 Gestümmtem Rücken und kurzen Beinen,
 Dort hinter Apoll, der Kunst Rajestät?
 Ein Ausländer bist Du. Koch ist im Reinen
 Man nicht über Deine Identität.
 Zum Festesten man Dich Sklave hielt,
 Doch Schleifer auch. Ueberlassen wir Dies
 Gelehrter Herren Autorität.

Ich selbst seh' in Dir einen werthen Bekannten,
 Grüße des Häßlichen Repräsentanten.
 Du bildest allein schon ein Theorem
 Und füllst eine Lücke in meinem System.
 Fürs Erste: was thust Du hier, garstiger Wicht,
 Trägst ja den Stempel der Schönheit nicht?
 Hat stumm hier einzuräumen gefallen
 Den Herren Aesthetikern hochgelehrt,
 Daß in der Schönheit Marmorhallen
 Auch das Häßliche nicht des Kurrechts entbehrt?
 Sieh da! Hier hätte sich uns ein Loch,
 Des Stemmchens Stahl darin einzuführen.
 So sag', bekenne zum Satan doch,
 Was ist, was öffnete Dir die Thüren,

Dir Lump von der Straße, der Gasse her,
 Der mit ehrlichem Handwerk den Groschen schwer
 Verdient? Wer ließ in den Kreis hier Dich ein,
 Von Göttern groß und Göttern klein?
 Ist Dir unser Reglement nicht bekannt,
 Daß durch ein ordentliches Gewand
 Allein man die hohe Befugniß erringt,
 Den Tempel der Kunst von innen zu sehen?
 Erst jetzt mein Auge das Dunkel durchbringt,
 Ich fange an, die Kunst zu verstehen!
 Dir, Sklave, es aufgebürdet ward,
 Speis' und Trank zu schaffen den Herrn, den verwöhnten.
 Auf daß sie frei jeder Laune krönten,
 Wardst Du genöthigt, nach Fröhnerart,
 Zu handhaben Schleifstein und Haue und Spaten,
 Bis fast unterlag Dein starker Leib.
 Und während Du, Knecht, ihnen schmorteft den Broten,
 Da koste abwechselnd und peitschte das Weiß,
 Der freie Mann schmauste und buhlte um Gunst
 Und spielten das Spiel sie, das lustige, der Kunst.
 Doch die Kunst, die als Aristokratin genaht,
 Ein ungelöst Räthsel dem Volke verblieb.
 Die Kunst und die Macht aber hatten sich lieb,
 Drum ward sie auch unterhalten vom Staat
 Und am Brote des Volks sie sich gütlich that.

Nun, Schleifer, Dich heißen sie idealistisch
 Und bist doch so durch und durch naturalistisch!
 So geht der Sünder ins Himmelreich ein,
 Verstehst er es nur, antil zu sein.
 Du schön? Nein, also die Sinne nicht trügen!
 Mir aber bist, Unhold, Du dennoch recht,
 Denn mehr bist Du als Diese: bist echt,
 Indeß die Andern schön sind und lügen.
 Das Wahre ist häßlich, — die alte Mär!
 Man zählt zum Verfall der Kunst Dich daher.
 Der Kunst, jawohl, ich zweifle nicht.
 Doch als mit der Schönheit Macht es aus,
 Vorüber das Spiel, mit Saus und Braus,
 Da, seht, kroch die Wahrheit hervor ans Licht.
 Komm, Sklave, hervor, doch das Messer bei Seit!
 Erhebe den Blick, richt' auf Dich vom Staube!
 Bald fallen sie Alle dem Tode zum Raube
 Und in die Vergessenheit stürzt sie die Zeit.
 Doch das Messer fort, das so lang Du gewetzt!
 Es ward ja auch Dir, Du Armer, zuletzt

Dein Recht. Was aber sollte der Noth?
 Nicht mit Messern wir kämpfen, mit blankem Wort.
 Weh also wohl, Du des Schönen Welt,
 Mit grünen Hainen und Pluthenkühle!
 In der Abschiedsstunde, da weich die Gefühle,
 Da Weh selbst die frischen Gedanken befällt,
 Erkenne ich gern, daß Ihr schön waret, an,
 Biewohl ich nur Tand in Euch sehen kann.
 Fahr, Tand, dahin! Nicht ruft die Pflicht,
 Gar schön auch sie, doch ach! voll Verzicht.
 Du lachst meiner Beichte, o Zeus, in der Stille.
 Mein Weh ist so jung, ob stark auch der Wille.
 Ade dem Schönen, dran Manche sich weiden,
 Das Allen Rüpende führt nun den Weigen.
 Doch will in den Staub es herniedersteigen,
 Sich Dem, was frommt, verschwägern bescheiden,
 Gedulnt noch sei ihm dann Lebensfrist.
 So spricht ein werdender Utilist.

Allein die Marquise die Sonne bescheint.
 Herrlicher Herbsttag. Nicht regt sich ein Blatt.
 Durch den Garten fröhlich vereint
 Wandern die Herren zum kühlenen Bad.
 Und als hierauf der Kaffee getrunken,
 Sich Alle gesetzt an die Staffelein,
 Wie Bienen alsbald in die Arbeit verfunken,
 Da, seis in Gottes Namen daran,
 Schläpft auch der Autor ins Stübchen hinein
 Und bald am Schreibtisch sitzt er trumm.
 Er schmiedet Verse, die nicht gar poetisch,
 Und schreibt über Kunst, wie gewöhnlich frenetisch.
 Das heißt man doch einfach einen Sophismus —
 Inkonsequenz wohl das richtige Wort —
 (Ich glaube Darwin nennt's Atavismus!)
 Nicht leicht auch entwickelt man schmerzgrad sich fort.
 Nun fabula docet: Thu, wie ich sage,
 Und nicht, wie ich lebe! Du bist empdet?
 Hab' doch von Dir selbst die Lehre gehört:
 Sieh preis die Person, nach der Sache frage!

Stockholm,

August Strindberg.



Der Treber-Schmidt.

In dem kasseler Verwaltungsgebäude der Aktiengesellschaft für Trebertröpfung hat eben eine Aufsichtsrathssitzung stattgefunden. Bis spät in die Nacht hinein hat man — wenn ich so sagen darf — getagt. Und während der eifrigen Beratung, die natürlich nicht etwa im Plüsterston geführt wurde, sind die Geister auf einander geplatzt. Je mehr die Zeit fortschreitet, um so klarer wird den Betheiligten, daß an eine Rettung des Unternehmens nicht mehr zu denken ist. Die Bankdirektoren, die man aus der Ferne zur Hilfeleistung herbeigerufen hatte, schüttelten die weisen Köpfe. Sie wundern sich eigentlich nur über die Kühnheit: daß man wagen konnte, sie eine Reise thun zu lassen, um ein völlig verlorenes Unternehmen zu retten. Der Abendzug führt sie von Kassel wieder nach Berlin und Leipzig zurück. Aber die Aufsichtsräthe und der Direktor wollen doch noch ein letztes Mittel versuchen. Morgen früh soll die Sitzung von Neuem begonnen werden. In einem Zimmer nach dem anderen verlischt das Licht. In sicherer Ruh liegt das große Gebäude. Da tritt aus der Pforte, in einen weiten Mantel gehüllt, eine menschliche Gestalt. Es ist der Treberdirektor. Wahrscheinlich will er nach den Anstrengungen und Aufregungen des Tages ein bißchen Luft schöpfen. Er geht querselbein, — weiter und immer weiter. Schon sieht er sich um, ob ihm auch kein Gendarm auf den Fersen folge. Die haben aber Wichtigeres zu thun. Zwei von ihnen sind auf dem Bahnhof postirt. Denn der Staatsanwalt wacht darüber, daß der Herr Direktor sich seiner Verantwortung nicht durch die Flucht entziehe. Von Kassel geht nachts gegen drei Uhr ein Zug ab, mit dem man die holländische Grenze erreichen kann. Für alle Schuldbeladenen ist ein sehr günstiger Zug. Man nennt ihn denn auch spöttelnd den Berdreherzug. Der Geheimpolizist, der dem uniformirten Gewaltigen beigegeben ist, lügt schlaftrunken in die Nacht hinein. Dort hinten am Horizont taucht ein Licht auf. Es kommt näher und näher. Das eine Licht theilt sich in zwei runde gelbe Sonnen, die Strahlen vor sich her werfen. Man sieht den feurigen Streifen an der Maschine. Auf den Schienensträngen glisert's. Es faucht heran. Der Zug fährt ein. Die Polizisten sehen sich sorgfältig die Passagiere an, die auf dem Bahnhof umhergehen. Er ist nicht darunter. Das Öffnen und Schließen der Thüren dauert einige Minuten; dann ein schriller Pfiff: der Zug setzt sich schwerfällig in Bewegung. Die rothen Lichter am letzten Wagen des abfahrenden Zuges geben der Polizei die tröstliche Gewißheit, daß der Herr Direktor noch in Kassel weilt. Inzwischen ist der späte Wanderer aus dem Treberhause rüstig weiter geschritten. Er hat die nächste Station erreicht und trifft gerade in dem Moment auf dem kleinen Bahnhof ein, wo die Lichter des kasseler Schnellzuges ihm freundlich entgegenblinlen. In einem „Abteil“ erster Klasse wählt er den Platz. Niemand hat ihn gesehen. Bald steht er auf holländischem Boden.

Hinter ihm, in Kassel, bricht das Gebäude zusammen und begräbt unter seinen Trümmern eine zahllose Menge Trauernder. Im Sturz reißt es die einst so stolze Leipziger Bank mit sich fort. Die vom Udm dieses Zusammenbruchs, auf den ganz Europa mit erschrocknem Staunen schaut, Betäubten übersehen all das kleine Gland, das durch den Fall hervorgerufen wird. Man nimmt kaum davon Notiz, daß in Berlin ein kleiner Bankier, den seine Gab-

sucht verleitet hat, mit den kasseler Schwindlern in Verbindung zu treten, vom Gram über den Verlust seines schwer erarbeiteten Vermögens gebrochen, seinem Leben durch Selbstmord ein Ende macht.

... Beinahe eben so viel Kraft, wie nothwendig war, um den künstlichen Bau der Trebergesellschaft aufzuführen und in Ordnung zu halten, war jetzt erforderlich, um die verschlungenen Fäden des Unternehmens zu entwirren. Und was der Konkursverwalter nach der Arbeit langer Tage und Nächte ans Licht gebracht hat, ist nicht nur traurig für die Aktionäre und Gläubiger, — nein: es sind Kulturdokumente von ganz ungewöhnlicher Bedeutung. Das Resultat der Untersuchungen des Konkursverwalters zeigt uns, daß der Trebergewindler der frechste und an Umfang reichste ist, den die Geschichte der kapitalistischen Wirtschaft bisher aufzuweisen hatte. Schon eine Thatfache allein genügt, um die Richtigkeit dieser Behauptung zu erweisen. Der Konkursverwalter hat festgestellt, mindestens schon seit dem Jahre 1896 habe das Vermögen der Aktiengesellschaft für Treberetrocknung nicht mehr die Schulden gedeckt. Da diese Thatfache dem Vorstande nicht verborgen geblieben sein kann, so wäre er also schon vor fünf Jahren verpflichtet gewesen, den Konkurs zu beantragen. Statt so zu handeln, hat er die wirkliche Lage der Gesellschaft durch falsche Bilanzen, durch falsche Buchungseintragungen und sonstige Manöver verschleiert. Das stellt der Konkursverwalter ausdrücklich fest, um die Regresspflicht des Aufsichtsrathes und der Direktoren nachzuweisen. Doch wie winzig scheint uns diese Frage im Vergleich zu der Feststellung selbst: seit 1896 war die Trebergesellschaft bankrott! Was diese Thatfache bedeutet, kann man sich nur klar machen, wenn man sich erinnert, daß für das Geschäftsjahr 1896/97 eine Dividende von 50 Prozent zur Verteilung gelangt ist und daß die nächsten Jahre zweimal je 40 und einmal 25 Prozent Ertragsriß für die Aktionäre abwarfen. Und diesen Ertragsrißen entsprach der Kurs der Aktien, der im Jahr 1896 die märchenhafte Höhe von 895 erkletterte. Im Jahr 1897 war der niedrigste Kurs der Aktien 458. Und 1898 finden wir noch einmal einen Kurs von 685. Ein solcher Kurs ist in der Geschichte der deutschen Börse zwar nicht völlig vereinzelt — die Aktien der Auergesellschaft haben über 1000 gestanden —, aber er ist doch so völlig abnorm, daß er nur durch eine ganz ungewöhnliche Gesundheit und Lebenskraft der Gesellschaft gerechtfertigt werden konnte. Man muß sich heute auch daran erinnern, daß dieser hohe Kurs trotz den heftigsten Angriffen der unterrichteten Konkurrenzfirmen aufrechterhalten wurde. Die Herren in Kassel führten eine so freche Sprache, daß sich die Mehrheit des großen Publikums dadurch imponiren ließ. Nur ein Verbrechergenie konnte so lange ein bankrottetes Unternehmen durch die Klippen steuern und vor sichtbarem Zerfallen bewahren.

Herr Direktor Schmidt hat einen autobiographischen und autopsychologischen Beitrag werthvollster Art in ein paar Briefen geliefert, die er an den Konkursverwalter geschrieben hat. Dieser Konkursverwalter, Justizrath Zrieh, mag ein sehr braver Mann sein; er ist, nach seinem Bericht zu schließen, auch ein sehr arbeitssamer Herr. Aber der Jurist ist in ihm wohl sehr viel stärker als der Psychologe; sonst hätte er Schmidts Briefe im Wortlaut veröffentlicht. So müssen wir leider mit knappen Bruchstücken vorlieb nehmen. Aber auch diese Fragmente sind interessant. Die Briefe sind zur Entschuldigung geschrieben.

Zur Entschuldigung des Herrn Direktors selbst. Dann aber auch zur Entschuldigung der Leiter der Leipziger Bank, des Herrn Egnor und der Aufsichtsrathsmitglieder. Gerade dieser Zweck, der wahrscheinlich manche Unwahrhaftigkeit im Ausdruck des Empfindens heiligen mußte, macht die Analyse dieser Schriftstücke zu einer lohnenden Aufgabe. Namentlich ein Satz steht darin, über den Bände zu schreiben wären. Herr Schmidt sagt: „Ein Zurück gab es nicht mehr für uns, nur ein Vorwärts“. Die alte Weisheit! Nachdem einmal der erste Schritt auf der Bahn des Verbrechens gethan war, konnte man nicht mehr auf den schmalen Pfad der ehelichen Leute zurückkehren. Wahrscheinlich war im Anfang Herr Schmidt allein der Schuldige. Er riß Egnor und dessen Aufsichtsrathsmitglieder mit in den Strudel hinein. Und nun konnten auch die Mitschuldigen nicht mehr anders, nun mußten auch sie immer weiter vorwärts schreiten. Bangen Derzens mögen die Herren Sumpf und Genossen die gleichenden Reden des Direktors Schmidt in den Generalversammlungen angehört und der famosen Versammlungsmache zugeschaut haben. Doch alles Jaudern und Bangen half nicht: sie mußten um ihrer Selbsterhaltung willen den Kampf weiter kämpfen. Diese Unmöglichkeit, den rückführenden Weg zu finden, ist ja allen kapitalistischen Unternehmungen überhaupt eigenthümlich. Wodurch entstehen in der Regel unsere wirtschaftlichen Krisen? Die Fabrikanten sind unfähig, den Bedarf zu überschauen. Der Zwischenhandel schiebt zwischen Produktion und Konsum einen völlig undurchsichtigen Schleier. Nun entsteht die erste Absatzstörung; und da es „kein Zurück giebt“, versucht man zunächst, die Krisis dadurch zu heben, daß man weiter und stärker produziert und durch Preisermäßigungen den Konsum anzuregen strebt. Diese Regel gilt in schwierigen Tagen schon von gesunden Unternehmungen. Und sie gilt natürlich erst recht und in erhöhtem Maße für den Schwindler, der sich, so lange es geht, auf der Höhe seines Rufes zu erhalten sucht. Schmidt konnte nicht daran zweifeln, daß dieses Vorwärtstreiben direkt in den Abgrund hineinführte. Naiv, wie der Anstrich eines arglosen Kindes, klingt es, wenn er schreibt, Vorstand und Aufsichtsrath hätten keine betrügerische Absicht gehabt, vielmehr Alles eingesetzt, um den Zwecken der Gesellschaft zu dienen und deren Interessen zu fördern. In ganz Deutschland, ruft er, giebt es keinen zweiten Aufsichtsrath, der um des großen, die Kräfte der Gesellschaft weit übersteigenden Projektes willen im Interesse der Aktionäre und der Gläubiger sich so weit persönlich engagirt hat, wie es bei der Trebergesellschaft geschehen ist. Die letzte Behauptung ist, wenn man sie nur auf die Höhe des Engagements bezieht, unzweifelhaft richtig. Aber diese Betheiligung ging doch wohl nicht etwa aus allgemeiner Menschenliebe hervor? Als man sich zu solchen Engagements entschloß, dachte man nicht, man würde bald die großen, reichen Gewinn bringenden Geschäfte kommen, sondern man hoffte bestimmt, die Engagements zu geeigneter Zeit wieder an die Gesellschaft zurückschieben zu können. Herr Schmidt spricht weiter von einem Glück, das der Gesellschaft gelächelt hätte, wenn es gelungen wäre, rechtzeitig die sogenannte rotirende Retorte einzuführen. Diese rotirende Retorte hat Herr Schmidt schon mehr als einmal benutzt, um seinen Aktionären ein Bild kommender Glückseligkeit vorzugaukeln. In Wirklichkeit ist diese Retorte ein Ding, dessen Unbrauchbarkeit von der Konkurrenz schon lange konstatiert war, auf das man also gar keine Hoffnungen

setzen konnte. Vielleicht haben die Aufsichtsrathsmitglieder wirklich geglaubt, daß diese Metorte werthvoll sei; Herr Schmidt selbst hat diesen Glauben sicher nicht getheilt. Jedenfalls durfte er als Sachmann solchen Glauben nicht hegen. Herr Schmidt erzählt in seinem Brief dann von einem internationalen Trust, der in Aussicht gestanden habe. Was wollte er eigentlich in diesem Trust vereinen? Beabsichtigte er vielleicht, die Treber zu monopolisiren? Oder die Holzseggfabrikation? Oder was sonst? Ignoramus; et ignorabimus. Wir hören nur seine Behauptung, er habe geglaubt, auf diesem Wege die verauslagten Millionen wieder bekommen zu können. Und so erzählt er ganz naiv, wie er der Leipziger Bank vorgeeschlagen habe, die 22 Millionen Schulden der Trebergesellschaft auf das Konto eines Aufsichtsraths-Konfortiums zu setzen und dafür die Trebergesellschaft zu erkennen. Das hat Herr Czner denn auch gethan. Er konnte es ruhig thun; denn ob die Schuld von der Trebergesellschaft oder von den Herren Schmidt, Sumpf und Konforten nicht bezahlt wurde, konnte ihm ganz gleichgiltig sein.

Schließlich, als die Mittel der Leipziger Bank so angespannt waren, daß man sich nicht weiter helfen konnte, ging man zu Herrn Hugo Eßwy, dem gewiegten Finanzschwindler, der in der Finanz- und Handelszeitung ein Organ für den Bauernfang eingerichtet hatte. Da war man denn am Ende. Freilich: die geschickte Agitation des Herrn Hugo Eßwy, dem der ehemalige Redakteur der Vossischen Zeitung, Herr Professor Meyer, sekundirte, verstand noch neue Käufer für die Aktien heranzulocken. Aber lange konnte dieses schöne Spielchen doch auch nicht mehr wirken. Das Blatt des Herrn Eßwy, der im Verein mit dem Herausgeber der Finanzchronik, Herrn Rosenkron in London, eine wüste Propaganda gemacht hatte, sucht sich jetzt bei seinen Lesern mit der Behauptung zu entschuldigen, es könne durch Vorlegung der Aktienstücke beweisen, daß es von Kassel aus getäuscht worden sei. Daß die Kasseler nicht gerade hier plötzlich wider ihre Gewohnheit die Wahrheit gesagt haben werden, nehme ich ohne Weiteres an. Das aber ist in der Sache ganz gleichgiltig. Denn Herr Hugo Eßwy und seine journalistischen Genossen glauben doch wohl nicht im Ernst, ein gutes Unternehmen werde, könne überhaupt an sie mit Anerbietungen und Zumuthungen solcher Art herantreten. Weiß denn Herr Hugo Eßwy nicht, daß autständige Menschen nicht mit ihm verkehren? Und weiß der Professor der Korruption nicht, weiß Weistes Kind sein Herr und Gebieter ist? Das glaubt doch wohl Niemand. Und Herr Schmidt stellt es in seinem Brief ja selbst so dar, als sei er erst nach dem Versuchen aller anderen Hilfsquellen gezwungen worden, den berliner Hafenplatz aufzusuchen. Der Brief schließt mit der herzigen Versicherung, ihn, den Treber-Direktor, treffe keine andere Schuld als die, erlittene Verluste falsch gebucht zu haben. Keine andere Schuld! Hier steht man zunächst vor der Alternative: Größenwahn oder beispiellose Frechheit. Am Ende war Beides in schöner Mischung vereint. Konnte man unmittelbar nach der unseligen Katastrophe der Trebergesellschaft allensfalls noch zweifeln, ob hier nicht doch völlige Verblendung am Werk gewesen sei, so kommt man nach dem Brief des Herrn Schmidt unbedingt zu dem Schluß: da spricht ein Cyniker, der vom sicheren Port aus die in den Kasseler Generalversammlungen so lange bewährte Taktik noch jetzt mit ungeschwächter Kraft fortzusetzen versucht.

Plutus.